Walther,

oder

das Kind vom Schlachtfelde.

Von

A. Lafontaine.

Zweites Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung
1813.

Walther,

oder

das Kind vom Schlachtfelde.

Von

A. Lafontaine.

Zweites Bändchen.

Walther und Schlagborn.

Gegen Abend ging Schlagborn in der Allee des Gartens auf und ab. Die andern alle betrachteten ihn durch die Glasscheiben. Der kalte Ton, womit er gesagt hatte: mein Sohn ist todt! schnitt noch immer ätzend in Walthers Herz. Walther konnte nicht länger im Zimmer bleiben. Er schritt muthig auf die Allee zu; aber da er das kalte Gesicht sah, ohne einen Zug einer Leidenschaft, da stand er wieder, und dann ging er in einen Nebengang, der dunkler war, als die Allee.

Da kam Schlagborn ihm entgegen. „Der Abend ist so schön, Herr von Schlagborn!" sagte Walther zur Entschuldigung seines Störens.

„So still, so einsam!" antwortete Schlagborn stehen bleibend. Walther mußte nun weiter reden; aber es

war zu voll in seinem Herzen, daß er etwas schickliches hätte sagen können. Er sagte also gespannt: „Edler, großmüthiger, unglücklicher Mann!“

„Ja, so sagt man hier; es ist auch recht gut, Herr von Trapp; obgleich ich weder das Eine noch das Andere bin.“

„Der Tod eines Sohnes, und eines so edlen, wie mir Herr von Rausch sagte!“

„Die frömmste Begeisterung sogar hält den Tod ja für das Erhabenste im Leben. Aber wie man auch glaubt, man sollte ihn nicht schrecklich finden, denk' ich. Er ist nichts oder alles, der Schiffbruch oder der Hafen. Die Philosophie giebt dem Menschen die Waffen das Unglück zu tragen, was ungewiß ist. Es ist verkehrt, gegen den Tod, der gewiß ist, nichts zu thun. Aber wie der Mensch nun ist, und es ist gut, daß er so ist: er wirft den Gedanken an den Tod aus seiner Seele, als hätten wir Beispiele der Unsterblichkeit. Man sollte das nicht! Wer immer an Abgründen des Unglücks seinen Weg hat — und ist denn das Leben nicht ein sol-

cher Weg? — der sollte nicht von Blumen-Auen träumen."

„Er wäre glücklich, wenn er es könnte."

„Freilich, auch thuts der Mensch; aber so hat er nichts zu beklagen, als seinen Traum, was ich auch meinte. Weiser wäre es ja doch, träumte er nicht. Nichts löset den Muth mehr auf, als Hoffnung und Furcht, in immer wechselnder Höhe."

„Wir sind Kinder der Hoffnung und der Furcht."

„Also Kinder; warum nicht Männer, könnte Jemand fragen, die ihre Phantasie zu beruhigen, nicht das nächste Unglück denken sollten, sondern das größte, das gewisseste, den Tod? Der Mensch ist wie die Nachtigall, die im verhangenen Bauer fröhlich singt; sie meint, es ist das grüne Laub der Freiheit, das sie bedeckt. Ach, es ist nichts, als das enge Gefängniß mit grünen Mauern umgeben!"

„Und meinten Sie das schrecklichste: eine einzige edle Handlung beweist gegen Sie, Herr von Schlagborn!"

„Allerdings, eine Einzige, rein von aller menschlichen Zuthat!“

„Ihre Handlung vom heute selbst.“

„Still! o still! sie beweist nichts. Die kenne ich. — Die Geschichte ist voll von Verbrechen!“

„Sie hat einen Sokrates, und seinen Schierlingsbecher.“

„Er sagt selbst, er will ihn trinken, um nicht sein Leben zu entehren.“

„Und jeder, der unschuldig leidet.“

„Allerdings, nur unschuldig!“

„O Gott, auch daran zweifelten Sie?“

„Sie selbst müssen ja glauben, daß das Leben mehr Glück umschließt als Unglück. Nun denn, wenn Sie selbst das glauben!“

„Ich glaube es, Herr von Schlagborn; denn der bessere M[illegible]ch ist verschämter mit seinen Freu[illegible] Er zeigt lieber seine Schmerzen als seine Wonne.“

„Nun denn! so wäre Ihr Einwurf von Ihnen selbst beantwortet. So ist die Natur nicht schuldig, sondern wir.“

„Aber,“ rief Walther und faßte Schlagborns Hände, und drückte sie

an seine Brust, die wie ein Meer von zwei Winden bewegt, in Schmerz und Entzücken aufwallte. — „Aber wohnt denn nicht in unserm Innern eine Geisterwelt, erfüllt von Gott, von Tugend, und Unsterblichkeit? Wie hätte der sterbliche Mensch aus dem Grabe, aus der Vergänglichkeit, aus der Nothwendigkeit, unter deren Gesetzen die Körperwelt ewig vergeht, diese ewige, unvergängliche Welt der Tugend erbauen können, wenn sie nicht ewig erbaut schon in der Seele des Menschen lag? Wie? O diese Welt, diese Gotteswelt ist nicht da, weil wir sie erkennen; sondern wir erkennen sie, weil sie da ist."

„So wäre auch die Wahrheit jedes Traums erwiesen."

„Jeder Traum ist auch wahr, in seinen Theilen, die ich kannte; aber gab je die Welt der Seele den Begriff der Unsterblichkeit? können je Theile des Unendlichen existiren? O an dieser innern Welt, die von den Strahlen der unendlichen Liebe erleuchtet wird, die der Wärme einer andern Sonne, als dort der untergehenden

bedarf, der Wärme der Tugend, laß mich hängen, du unendlicher Geist! und zerschlüge der Dämon des Unglücks alle meine irrdischen Hoffnungen, und zerbräche er in unendlichen Schmerzen tausendmal mein Herz: o so vergehe diese Welt mir nie, mir und diesem Manne, der tugendhaft ist, und dennoch verzweifelt."

Zwei Thränenströme fielen warm auf Schlagborns Hände, die Walther noch immer an seine Brust gedrückt hielt. „O," fuhr Walther in heißer Begeisterung fort: — „warum sehnen sich die bessern Menschen am meisten nach dem Unsterblichen? O warum legt der Tugendhafte sein Glück, ja sein Leben als ein Opfer auf den Altar des Lebens, und giebt es hin für eine Hoffnung, welche zu dem Opfer Muth gab und die unsterbliche Hoffnung? So wäre der Elende, der die Menschenherzen zertritt, um sein Glück zu retten, der bessere, der weisere, die Sinne wären erhabener als der Geist! Nein, nein, das wollten Sie nicht sagen!"

„Habe ich die Begeisterung getadelt, mein lieber Jüngling? Es ist ja gut so."

„Schon gut, wenn sie ein Traum wäre? Und wie viel besser denn, wenn sie Wahrheit ist!"

„Der Himmel behüte dieses Herz vor dem giftigen Schlangenbiß des Schmerzens!" sagte Schlagborn kalt.

„Ich bin durch die finstersten Tiefen des Unglücks gegangen."

„So betrüge Dich nie der, dessen Herzen Du traust!"

„Ich ward betrogen, Herr von Schlagborn!"

„Nun denn, ist es denn nicht eins, wie Sie die Wunden des Unglücks heilen können? Es wird spät," setzte er hinzu, und ging ruhig den Weg nach dem Hause hinab.

Am andern Morgen fragte Schlagborn seinen Schwager: „Wer ist der junge Mensch? Wie bist Du zu ihm gekommen?"

Rausch erzählte seinem Schwager, wie er ihn getroffen hatte.

„Gemeiner Soldat, und Herr von Trapp.“

Rausch lächelte, und erzählte Walthers Begebenheit, daß er für die Geliebte, und für den Menschen, der ihm des geliebten Mädchens Herz gestohlen hatte, in den Tod gegangen war.

„Das läßt sich denken,“ sagte Schlagborn — „im Rausch der süßen, stolzesten Begeisterung.“ Dann schwieg er kalt. Er fragte nicht weiter nach Trapp; aber Rausch bemerkte doch, daß sein Schwager auf den jungen Menschen aufmerksam war, mehr als gewöhnlich. Er horchte auf seine Gespräche; er gab oft dem Gespräche eine interessante Wendung mit einer Bemerkung, mit einer Frage, und nach acht Tagen reiste er wieder ab.

Den Tag nach Schlagborns Abreise kam sein Bruder, der Oberkammerherr. Der Wagen war fast ganz vergoldet, aber schwer, ungestalt, die Pferde schlecht; aber die Zügel blauer Sammet und prächtig.

Er trat unvermuthet in's Zimmer. „Nimm es nicht ungnädig, Herr Bru-

der, daß ich mich nicht habe anmelden lassen!" war sein erstes Wort. Er küßte seiner Schwester die Hand, und machte Anstalt, seinen Nichten die Hand zu küssen.

„Herr von Trapp!" rief Rausch — Volontair von der Armee!"

Schlagborn verneigte sich tief, und sagte: „Trapp! Trapp!" pochte nachsinnend mit seinem goldenen Stockknopfe die Stirn. „In dieser Gegend ist Ihr Haus wohl nicht zu Hause, mein Herr von Trapp? Denn in zwanzig Meilen in der Runde kenne ich jede Familie."

Rausch, dem um eine Entdeckung bange war, fiel ein: „Sie glauben nicht, Trapp, was diese Kenntniß meinem Schwager für Geld kostet! Er reiset, wie die Alten um Weisheit, um Namen in alle Bäder, läßt sich Abschriften machen, nicht etwan von Inschriften, sondern von den Badelisten. Trapp, Herr Bruder, ist ein Neffe von dem Rittmeister Trapp, der unter der Nobelgarde stand, Du weißt ja in Wien!"

„Nicht ein Wort, mein Herr Bruder! Nobelgarde? Hm! allen Respect! allen Respect!“ Er bückte sich sechs Zoll tiefer. „Aber ist denn nicht der Minister Schlagborn, mein Bruder hier?“ fragte er mit großen Augen — „Und ist er fort, wie ich schon im Dorfe hörte, ist es denn wahr?“ Hier zog er ein weißes Taschentuch hervor, und breitete es über seine weiße atlassene Weste, als wollte er sich rasiren lassen — „ist es wahr, daß sein Sohn, mein Neffe todt ist?“

„Leider! leider!“ rief Rausch noch betrübter jetzt als je; denn er glaubte vor einem Manne zu stehen, der sich des Todes freuen würde. — „Leider! leider! Er ist todt!“ und Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Also todt?“ rief der Oberkammerherr — „Gott tröste den armen Vater! Ich bin ohne Trost!“ und nun ließ er seine Thränen unbedenklich auf das Tuch herabfließen, und drehete sein Gesicht, das er lothrecht hielt, rings im Kreise allen entgegen, daß er zur Noth Zeugen für

seine Thränen hatte. „Liebste Schwester Doris, wie Gras auf dem Felde, wie Heu! der arme Ludwig! O Bruder! was ist der Mensch? Morgen ist seine Stäte nicht mehr zu finden. Werthester Herr von Trapp, oder gar Baron? Denn mein Schwager achtet auf so etwas nicht. Sie werden mir verzeihen, daß ich mich der Thränen nicht erwehren kann. Ich bin ein Mensch, ein Mann aus Staub. Wäre ich von Marmor: mein Schmerz würde den Marmor zu Thränen schmelzen. Verzeihen Sie mir!"

„Es heißt," sagte Doris empfindlich — „der Bruder würde den Doctor zum Erben einsetzen."

„Wie?" rief der Oberkammerherr, rollte sein Tuch zusammen, und stieß es auf seine Augen, um die Thränen zum Stehen zu bringen. — „Wie?" — doch setzte er sanft lächelnd hinzu: — „Ich kenne ja Doris Neckereien! Sie stehen Dir vortrefflich. Eine Neckerei, gesteh' nur. Der Doctor liegt ja am Tode, weiß ich."

„Leider!“ rief Rausch, — „und da tritt wieder ein edler Mensch ins Grab, der nur seinen Körper fallen lassen darf, nichts weiter, um als Engel in den Himmel zu steigen, wo sein edler Major ihm die Hände entgegen breitet!“

„Ja, Gott weiß, das gönne ich dem edlen Manne, ob er gleich mein Freund nicht war!“

„Da mußt Du es schwer versehen haben; denn er ist jedes Menschen Freund.“

„Recht! recht! vollkommen recht! Aber sehen Sie, Herr von Trapp, oder Baron? habe ich schon zweimal gefragt —“

„Trapp schlecht weg.“

„Der Mann also, ein guter Mann, der Doctor! Aber mein Oheim, der Major, übergab seiner freien Gewalt unsre Güter.“

„Seine Güter, Schwager, seine! Und wem auf der Welt, und hätte ihn König Nimrod geadelt, hätte er seine Güter so anvertrauen können? Er gab sie heraus, und behielt nichts, nichts!“

„Nichts, sagst Du? Wer weiß, wie er seine Tochter ausgestattet?“

„O zum Teufel! Gott verzeihe mir! Seine Tochter konnte Frau von Schlagborn werden, hätte er gewollt.“

„Nimmermehr, und hätte ich einen Fußfall am Thron thun sollen.“

„Dein Leben, glaube ich, ist ein einziger Fußfall am Throne.“

„O Spötter! Spötter! Jetzt aber, da ich Erbe bin, von Gottes und Rechts wegen, jetzt —“

„Das lasse Deinen Bruder einmal hören!“

„Mein Schösser, Schwager — es hat mir Freudenthränen entlockt. Er breitete beide Arme weit aus — Ich bin versöhnt, glauben Sie mir! Ich bin versöhnt! Ich bin ein Mensch! Ein Mann aus Staub! Wir haben unter einem Herzen gelegen! Einer Mutter Brust getrunken!“

„Du hattest eine Amme, so viel ich weiß, und die Dein Bruder erhält.

„Recht! so liebt er mich. O meinst Du nicht, Herr Schwager? Ich darf nur an seinen Hals fallen —"

„Und das Testament ist fertig."

„Ich rechne auf Dich, liebster Herr Schwager, auf Sie alle! Sie haben meine Thränen um seinen Sohn gesehen!"

Da stürzte Rausch aus dem Zimmer mit einem argen Fluche, und Trapp ging mit einer verachtenden Miene nach.

„Trapp! Trapp!" sagte der Kammerherr kopfschüttelnd. — „Ich will doch meine Wappensammlung einmal durchsehen. Der Name klingt höchst verdächtig, höchst verdächtig."

Fräulein Doris, die den Kammerherrn gar nicht liebte, war doch in diesem einen Punkte seiner Meinung. Aber sie übernahm doch des Volontairs Vertheidigung, „und war sein Oheim," sagte sie — „von der Nobelgarde, Bruder?"

„War er? ja, war er? Ich hoffe Dir in vier Wochen Auskunft zu geben. Der Name ist verdächtig."

„Aber der Mann nicht, gnädiger Oheim!“ sagten die beiden Fräulein.

„Der Mann gewiß nicht, Bruder!“ rief Doris versichernd, und man läutete zu Tisch.

Am Tisch war der Kammerherr bald bei der Erbschaft, die er zu thun hoffte, dann war er wieder bei der Nobelgarde in Wien. Rausch, der befürchtete, er möchte an den Volontair, der eine Muskete getragen, nicht glauben, rief auf einmal: „rede von der Hölle, von Rädern und Köpfen, obgleich mir dabei die Haut schauert; aber nicht von Quartieren, und Adelsbriefen, oder ich muß meine Serviette niederlegen!“

Da schwieg er endlich; aber er schüttelte den Kopf unablässig.

Nach Tisch fuhr er wieder. Er hatte nur die Nachricht einziehen wollen, ob seines Bruders Sohn wirklich todt sey.

„Zwei Brüder!“ rief Rausch, da er fort war. — „Der Eine von einem großen Meister gemacht, die Stirn des zürnenden Appolls, der sanfte Mund eines En-

gels, die Gestalt eines Gottes! Und nun stellt ihn dagegen, behängt ihn mit allen seinen Orden und Schlüsseln, bedeckt ihn mit Gold und Edelsteinen, und seht den hängenden Bauch, die schlaffen Wangen die hängende Lippe, die langen Finger zum Geld zählen gemacht, und dann nehme es mir einer übel, wenn ich frage: welch ein ein Bierzapfer ist dein Vater?"

„Es ist mein Bruder, Schwager!" sagte Doris empfindlich.

„Nein, Doris, in Ihrer Seele ist kein Zug von ihm, nicht in Ihrem Gesicht, nicht in ihrer Gestalt."

„Nicht ein Zug! nicht einer, liebe Tante!" riefen die beiden Mädchen und fielen in der Tante Arme.

„Nicht ein Zug, mein gnädiges Fräulein!" sagte Walther, und verbeugte sich tief vor dem Fräulein.

„Und doch ist's mein Bruder, Kinder!" sagte Doris mit Thränen in den Augen. Sie verließ das Zimmer.

Die Viere sahen sich schweigend unter einander an. „Er ist ihr Bruder," sagte

Rausch sanft — „wir haben doch Unrecht! Er ist ihr Bruder!"

Walther avanzirt.

Nach sechs Wochen kam der Minister Schlagborn und in seiner Gesellschaft der Doctor. Alles stürzte an den Wagen, aus dem des Doctors Gesicht hervor sah. Er stieg aus. Ein alter Mann mit einem sanft erblaßten Gesicht, dem die Blässe und die Freundlichkeit das Ansehen eines Geistes gaben; aber der Mann steckte in der knappen Uniform eines Compagnie-Chirurgus, mit Stock und Degen. Sein weißes Haar war an der Seite in Locken gerollt, und hinten in einen steifen Zopf gewickelt. Sein Gang war ein wenig steif, als marschirte er. Sein Gruß war sogar militairisch, und doch gab diese Pedanterie dem Manne eine Art von Würde, die Walther sogleich erkannte,

„O lieber Herr Doctor!“ rief das eine Fräulein und bückte sich gegen ihn zehnmal mit einer rührenden, zärtlichen Freundlichkeit. Die Ander hatte seine Hand, worin er den Stock militairisch trug, gefaßt, und drückte die Hand verstohlen an ihren Mund.

Rausch sagte: „Alter Herzensfreund! guter, lieber Doctor!“ und setzte ein Schmeichelwort nach dem andern hinzu. Fräulein Doris, die ihrem Range freilich nichts vergab, und vor dem Hause stehen geblieben war, rief doch die Worte: „von Herzen willkommen, guter Doctor!“ und wieß den Fräulein den Weg an, den sie ihn führen sollten. „Unterthäniger Knecht, Ihr Gnaden!“ rief der Doctor ehrerbietig den Fräulein zu.

So kam er die hohe Haustreppe heran. Alle Domestiken im ganzen Schlosse kamen hervor, den guten Doctor zu bewillkommen. Er winkte sie zurück, und bückte sich erst vor dem Fräulein. Dann nickte er erst jedem freundlich zu. Fräulein Doris führte ihn in einen bequemen Lehn-

stuhl. „Ein alter Invalide, Ihr Gnaden, darf das wohl annehmen, sonst — weiß ich mich zu bescheiden. Ich habe den gnädigen Fräulein Luzien und Augusten Blumensaamen mit gebracht, und schöne Rosenableger.“

„Sie bringen immer, Doctor, wie ein guter Genius.“

Nun ließ sich der Greis von jedem im Hause erzählen; und alles rührte Walthern ungemein; aber am meisten rührte es ihn, als der Doctor bei der dritten Schüssel, nach einem Glase Wein, süß zu schlummern anfing, daß das lebhafteste Gespräch leiser wurde, daß jeder Bedienter wie auf Socken gehend dem Schlummernden zulächelte, daß Fräulein Auguste ihm die Fliegen abwehrte. Walther betrachtete das Gesicht, dessen Blässe eine Verklärung war, der Athem so ruhig und leise, auf dem Gesichte nicht eine Falte, nicht eine Spannung, als sollte eben aus dem lächelnden Gesicht der Engelskopf hervor schweben.

Der Doctor erröthete, da er erwachte. Sein verlegen bescheidenes Lächeln bat um Verzeihung für sein Alter, für die lange Gewohnheit. Eine weiche, süße Erquickung lag nun auf seinem Gesichte.

In Walthers Herzen wallte eine wehmüthige, weiche Sehnsucht, nur einmal die Hand des alten Mannes zu drücken, zu küssen, für dessen längeres Leben er hätte aus dem Leben wegtreten können. Er glaubte das allein zu fühlen, er wußte nicht, daß er die Empfindung mit allen theilte.

Nach Tisch ging er mit dem Doctor in den Garten. Rausch schien es zu wünschen, daß er mit ihm gehen sollte. Der Doctor faßte seine Hand, und blieb vor Walthern stehen, das blaue, freundliche Auge auf seins geheftet. „Sie haben," sagte er — „das Herz des Herrn von Schlagborn in einer Unterredung — erschüttert nicht — aber doch bewegt. Erschüttern? O das konnte selbst ein großer Schmerz nicht! Gott gebe dem edlen Manne eine große Freude! Oder mein

Tod möge ihn erschüttern! Aber Sie haben es bewegt. Der Baron Rausch hat viel, sehr viel Gutes von Ihnen gesagt. Was sagen Sie selbst von sich?"

„O mein Vater!" hob Walther bewegt an — „wer könnte nicht etwas Gutes von sich selbst sagen, wenn er Sie gesehen hat? Den Entschluß zum mindesten, ein solches Alter zu verdienen, wie Sie."

Der Doctor stutzte. „Das ist mir zu hoch, zu spitz, Herr von Trapp!"

„Trapp, nicht von Trapp! Der Herr von Rausch hat mich geadelt auf vier Wochen, des Fräuleins Doris willen."

Sie setzten sich. Der Doctor fragte, und obgleich seine Fragen weder hoch noch spitz waren, sondern unendlich einfach: so fühlte doch Walther, daß der alte Mann sein Leben, seine Grundsätze, seinen Charakter prüfte.

Was auch seine Absicht dabei seyn mochte: Walther gab sich ihm ganz hin. Er erzählte dann, was er nur zu

wissen verlangte. Dann fragte der Doctor: „Möchten Sie wohl auf dem Lande, und für das Land leben?“

Freudig sagte Walther „ja!“ ahnend, daß Schlagborn ihn zu haben wünschte.

„Für das Land, für die Unterthanen Schlagborns. Ich bin alt, mein Tod ist nahe. Ich hinterlasse eine reiche schöne Erbschaft, einen Haufen glücklicher Menschen, und wer sucht nicht gern einen treuen Verwalter einer reichen Erbschaft? Dazu, mein Sohn, hätte ich Dich bestimmt, und desto lieber, da Du selbst eine Uniform getragen hast; und wenn Sie — Sie sagten ja Vater zu mir — ein Herz dazu haben: so schlagen Sie ein! Der Baron Rausch weiß darum.“

Walther schlug ein und dann legte er sein Gesicht, das in Thränen schwamm, an des Doctors Brust. „Ich bringe aber ein Kind mit, das“ —

„Das vom Schlachtfelde? Gott segne Dich dafür! Bring' es mit! das wäre ab-

gemacht, auf ein Jahr, wenn wir für einander passen."

„O mein Vater, das gebe der Himmel!"

„Warum nicht Gott?"

„Das gebe Gott! mein Vater, das gebe Gott!"

In der Zeit dieses Gesprächs hatte Fräulein Doris einen Brief von dem Oberkammerherrn bekommen, worin er ihr Nachricht gab, daß seit hundert Jahren kein Trapp in der Kaiserlichen Nobelgarde gedient hätte. Sie hätten also mit einem Betrüger zu thun.

Das Fränlein erschrak; aber sie gab doch den Brief ihrem Schwager, und in dem Augenblicke trat Trapp mit dem Doctor ins Zimmer. Rausch lächelte und rief: „Trapp, der Oberkammerherr hat Sie glücklich entadelt. Also, liebe Doris, Trapp schlecht weg, eines Tanzmeisters Sohn; aber doch werden Ihre Augen überfließen, weiß ich, wenn er von uns scheidet. Aber Volontair war er, der Oberkammerherr mag sagen was er will; und hier drücke ich die ehrliche See-

le an meine Brust. Mir hat ihn Ihr Bruder nicht entadelt."

„Mir auch nicht," sagte Fräulein Doris, ihm die Hand reichend, — „obwohl."

„Obwohl, obgleich, obschon, Adel Adel ist."

Jetzt hatte der Doktor mit Schlagborn ein paar Worte geredet, und Schlagborn reichte Walthern die Hand und sagte: „Sie gehen mit uns! Seyn Sie mir willkommen, lieber Trapp!"

Doris machte große Augen. „Nein, so ist es nicht gemeint," sagte sie eifrig: — „wenn der Herr — Trapp wo bleiben soll: so bleibt er bei uns.' Trapp bückte sich. Der Doctor bat Fräulein Doris um Walthern.

Doch das Kind sollte er hier lassen. Das wollte Trapp nicht. Ein paar Tage darauf kam es zum Scheiden. Doris vergoß recht aufrichtig Thränen, die ihr Schwager ihre Adelsbriefe nannte. Er selbst sagte: „Nun Trapp, wenn Sie dahin kommen: so werden Sie sagen: was

ist der Rausch für ein Mensch? Er wohnt an der Thür des Paradieses, und sein Leben trägt nichts als den Fluch des Sündenfalls, Dornen und Disteln. Ja, Trapp, geben Sie mir den guten Genius, der dort waltet, den Doctor, und Sie sollen sehen, daß ich nicht schlecht bin. Aber was Sie auch sehen werden: Sie werden mir's sagen, daß ich den guten Willen habe; und unglücklich — das weiß mein Gott! — sind meine Schladebacher Bauern auch nicht. Leben Sie wohl!"

Walther ging mit schwerem Herzen aus Rausch's Hause; aber es war etwas wunderbares, was ihn an den Doctor anzog. Er fühlte sich in seiner Nähe glücklich, wie in der Nähe eines höheren Geistes.

Der Plan einer jungen Brust.

Ehe ich den jungen Menschen in Dammhof, so heißt Schlagborns Gut, ein-

führe, muß ich des Stolzes erwähnen, mit dem Walther auf seinem Kutschküssen, den beiden Herrn gegenüber, sich ordentlich aufblähete. Es ist ein Jammer, wenn ein König an seinem Huldigungstage sich nicht zum mindesten vornimmt, ein Mark Aurel, oder wenigstens ein Heinrich der Vierte zu seyn, oder gar eine seegnende Gottheit selbst; ich bejammere die neue Wirthschaft, in die eine junge Frau tritt, wenn sie nicht, in allen schlagenden Pulsen fühlt, sie will häuslicher, frommer seyn als die Mutter der Grachen; jedes kleine Aemtchen muß seinen Siegeskranz haben, seine Ehrenpforte; sonst hole der Henker Amt und Beamte dazu!

So war mein Walther nicht. Er blähete sich ordentlich auf vor Stolz; denn er dachte, er wollte in seinem neuen Amte dem Herrn von Schlagborn die Hoffnung des ewigen Lebens wieder geben, und aus Dammhof, hatte er vor, ein Utopia zu machen. Denn obwohl er wußte, wie große Dinge der Doctor gethan hatte: so war ihm doch des Mannes

enge Uniform zuwider, sein steifer Zopf und sein Komplimenten-reiches Wesen. Ein wenig, glaubte er, müßte der enge Rock das Herz beengen.

Er betrachtete also den Herrn von Schlagborn mit der weichen, heißen Liebe der Selbstsucht, den Doctor schon weniger. Er hielt ihn für methodisch und darum für kalt. Der sanfte, leise, rieselnde Quell, in ein Bett von Quaderstücken eingefaßt, um reiner zu fließen gefiel ihm nicht so, als der hochbrausende, zerreißende Gewitterstrom, der Felsen stürzt und Saaten vertilgt.

Er dachte nicht an sich, der gute Walther, trotz seines Stolzes. Er dachte nur an eine Zukunft, wo er nicht nur das Paradies, sondern auch die Unschuld dazu, und die Engel dazu, mit Gott, in Dammhof hinstellen wollte, und so, da der Doctor mit einem frohen Lächeln sagte: „hier ist unsere Gränze," fuhr Walther als unter lauter Ehrenpforten durch.

Der Doctor hieß den Wagen zurück=schlagen, um besser umher sehen zu können; und Walther sah in einen Garten von Wiesen, Kornfelder, Anpflanzungen von edlen Obstbäumen, er sah die Felder voll gutgekleideter, fleißiger Menschen, die muthvoll an den Wagen herankamen, wenn der Doctor winkte, freilich voll Ehrfurcht den Hut zogen, aber gebildet und ohne Scheu redeten.

Vor dem Dorfe stiegen sie aus. Denn der Doctor war sechs Wochen abwesend bei seiner Tochter gewesen. Nur Schlagborn fuhr allein hinten ums Dorf zu Hause.

Hier sah Walther in die breiten gepflasterten Gassen des Dorfes, in zwei Reihen heller, hübscher Häuser hinein, von großen Platanen beschattet, die der Doctor, der eben nicht viel andere medicinische Geheimnisse hatte, für Gesundheit bringend hielt. Mitten im Dorfe lag die große, helle Kirche, auf einem freien Platze, den Linden einfaßten, und der sehr schöne Blumenpartien, und zwei große Springbrunnen des reinsten Was=

fers enthielt. Der Kirchhof lag vor dem Dorfe.

Auf den Rasen tummelten sich die Kinder des Dorfs in frohem Spiel, auf den Bänken sonneten sich ein paar Greise im Dufte der Spatblumen. Schlanke, wohlgekleidete Mädchen holten Wasser. Vor den Thüren saßen jüngere Mädchen mit ihren Arbeiten beschäftigt, und lachten, sangen und scherzten.

Da sah Walther von Weiten, wie sie durch die Gasse daher schritten, daß die jungen Mädchen, die den Doctor sahen, aufstanden, um ihn zu begrüßen, mit einer Freundlichkeit, mit einem Zutrauen, das rührend war.

Sie näherten sich dem Kirchplatze. Die Greise bewillkommeten den Doctor mit einer Herzlichkeit, und der Doctor zog sogleich einige Nachrichten über ein paar Kranke ein, und stellte Walthern den Alten als seinen künftigen Gehülfen vor. Die Kinder kamen auch heran, sie reichten dem Doctor eines nach dem andern die Hand, und dann gingen sie wei-

ter vor dem Schulhause vorüber, aus dessen großen Fenstern ein schöner vollstimmiger Gesang sanft hervortönte.

Walther sah durch das Fenster hinein. Ein Haufen reinlich gekleideter Knaben sangen, schrieben, rechneten, jeder anfmerksam mit seiner Arbeit beschäftigt. Dann lenkten sie in die vierfache Platanenallee ein, die nach dem Gute führte, und Walthers Ehrenpforten, unter denen er eingegangen war, sanken zusammen, und er sah eine hohe, glänzende Ehrenpforte, die aber nicht ihm gehörte, sondern dem guten Genius des Dorfs. Er wußte nicht wem.

So kamen sie auf das Schloß, mehr ein zierliches, bequemes Gebäude, als ein Palast. Schloß nannten es die Bauern, Schlagborn hörte den Namen nicht gern. Freundlich wurde der Greis von allen begrüßt, von allen mit Händedrücken.

„Nun, Herr Trapp, willkommen hier in Ihrem und unserm Hause!“ sagte,

sich zu ihm drehend, der Doctor. — „Ich hoffe, es soll Ihnen hier gefallen."

„Hier? nachdem was ich nur gesehen habe, ist hier ein Paradies, lieber Herr Doctor!"

„Paradies? das wolle Gott nicht; aber, ein glückliches Plätzchen, so gut als eins auf der Erde!"

„Und wer hat das alles geschaffen? denn von heute ist es nicht."

„Mein seliger Herr und Major, mit Gottes Hülfe. Dammhof ist sein Leichenstein; denn da wir hier einritten vor ein und vierzig Jahren, da — da —" der Alte faltete die Hände, und schlug den Blick gen Himmel. — „Mein seliger Major, wie er denn war, hitzig fürs Gute, griff dazwischen, und ich — ein wenig langsamer — ich meinte, wir sollten erst die Wunde besehen. Aber der Herr wollte hier mit Gewalt ein Paradies haben, und so drehete er, und auch ich — am Zeiger, um ihn auf Zwölfe zu rücken. Ja, wir verrückten mehr, als daß wir vorrückten.

„Nimmermehr, Herr Obristwachtmeister," — sagte ich, „gehts so! Wir müssen uns ans Uhrgewicht hängen, das alle Räder forttreibt, nicht an das Zifferblatt. Wir brechen den Rädern die Zähne aus, und alles stockt. Da ging es langsamer, aber es ging. Da die Leute sahen, wie der Herr sie liebte, und ich auch, obwohl ich nichts war, da sie sahen, wie gut der Herr war, da wir einen braven Schulmann hieher bekamen, und das Dorf an dem Herrn das Beispiel hatte: da ging die Saat, freilich erst spärlich auf. Aber Gott half, und die Erndte war reich. Wir trugen das Paradies hier, wenn's denn eins seyn soll, wie die Ameisen in kleinen Stückchen zusammen."

Auf Walthers Wangen stieg eine Schaamröthe, daß er sich im Wagen so hatte aufblähen können, und eine bittere Empfindung sank lastend in seine Brust, daß er dem Doctor in seiner knappen Uniform so viel Unrecht gethan hatte.

Der Doctor wieß Walthern nun seine Zimmer an. Sie waren in Schlag-

borns Nähe; und da Walther eine Art von Gelehrter war: so führte sein Zimmer in die Bibliothek Schlagborns.

Aber aus dem Fenster der Bibliothek warf er einen Blick in den Park, und er mußte erst hinab an den Busen der Natur. Er wurde überrascht von der Schönheit, von der finstern, phantastischen Schönheit des Parks. Er hatte sich nicht geirrt, er war ganz Schlagborns Werk allein.

Durch eine hohe Buchenallee, die den offnen hellen Blumengarten um das Haus her, von dem Park selbst trennte, trat man in die liebliche, lichte Dunkelheit eines Boskets, aus dem man durch ein schwarzes hohes Thor in die Nacht eines Eichenwaldes eintrat. Ein Bach floß leise und langsam neben dem breiten Wege in einen kleinen See, in dessen Mitte eine Insel lag, von schwarzem, enggeflochtenem Gebüsch bedeckt, durch das ein Fußsteig in eine hohe Triumphpforte führte, die sich mit einem schwarzen marmornen Grabe schloß.

Rings um die Triumphpforte zog sich ein Arabesken-Gemälde, das sich mit spielenden Kindern anhob, über die geflügelte Träume Blumen und Schmetterlinge herabschütteten. Höher hinauf spielten Amorn das frohe Spiel, und gossen Sterne, Kronen und Blumenkränze über die liebenden Mädchen und Jünglinge; dann baueten Traumgottheiten an Ehrenpforten, an denen die Lorbeerkronen des Ruhms hingen. Die Olympischen Spiele waren hier zu sehen, und der bewaffnete Mars, Apolls Leier, die zuletzt im zweifelhaften Licht und Schatten schwanden.

Dann schüttete Plutus sein Füllhorn über den Mann, und der Staat ertheilte seine Fasces, und seine Bürgerkronen; aber der Grund, auf dem die schwankenden Götter ruheten, bewegte sich schon zum allgemeinen Umsturz. Ein Greis stand dann da, den alle Götter verließen. Er griff nach der Hoffnung, der aber die Zeit mit ihrer Sichel, die Bande löste, die ihre Flügel gefangen hielten; und alles endigte sich mit einem Sarge, in dem die

Blumen der Kindheit, die Kränze des Jünglings, die Bürgerkronen des Mannes zertrümmert unter einander lagen.

An dem betretenen Fußsteige sah Walther wohl, daß hier oft Jemand hergehen müsse, und ein paar Bücher in einer Oeffnung des Triumphbogens sagten ihm, wer. Jenseits des Sees wurde die Gegend wieder sanfter. Zwischen Pappeln stand ein Tempel mit der Aufschrift: dem Andenken! von schönen Blumenparthien umgeben, auf einer Höhe, von der die Aussicht auf einer Seite in die unermeßliche Gegend voll Fluren, Dörfer, Hügel und Wälder, von der andern in eine dunkle Wildniß, von über einander gestürzten Felsen, Säulenstücken und Kunstwerken ging.

Es war zu viel für sein erweichtes Herz. Er ließ sich hier nieder auf der dem Andenken geweihten Stelle, und sein zerflossenes Leben kehrte in abgebrochenen Gestalten mitten durch seine heutigen Plane, und verwirrte die glückliche Zukunft mit der ganz zerronnenen Vergangenheit.

„O," sagte er: — „hat er nicht Recht? zerrinnt denn nicht alles, nicht im Sarge, schon in der Jugend? Was habe ich denn erreicht, als immer eine neue Hoffnung, die mich täuschte, wie die erste?" Wäre er älter gewesen, oder unglücklicher, oder von einem stärkern Charakter: er hätte Schlagborns Meinung, von der er ihn ja heilen wollte, vertheidigt. Jetzt wurde er nur weicher, und er nahm sich vor, gut zu seyn, und versöhnlich, und alles zu lieben, auch seinen Mörder, auch Hassen.

Er legte die Stirn mit den nassen Augen in die Hand, und stützte den Ellenbogen auf das Knie, um lange so zu liegen; und da er sie wieder erhob, stand ein Mädchen vor ihm, dessen schneller Anblick ihn so heftig ergriff, daß er sie mit einem Engel hätte verwechseln können.

Aber das Mädchen war auch darnach. Eine schlanke, jungfräuliche Gestalt, in ein Blüthenweißes verhüllendes Gewand gehüllt, stand vor ihm. Das weiche, blaßgelbe Haar floß um die Schläfe herab,

und krümmte sich nur ein wenig an der Spitze, auf den Schultern. Ihre eine Hand hielt ein großes Bouket Blumen, ihre andre — die Schürze, die auch Blumen füllten. Der Charakter des Gesichts, war die hohe, stille Ruhe einer griechischen Antike: alle Züge waren weich, und doch gaben die runden Bogen der Augenbrauen, über den offnen, ruhigen, dunkelblauen Augen dem Gesicht eine Majestät. Der Mund war voll, und die Röthe auf den Wangen war das dunkelste Rosenroth, und verschmolz nur in ein sanftes Roth an dem schönen Kinne.

„Ich wußte nicht," sagte sie ein wenig verwirrt, und mit Anmuth nur den Kopf beugend: — „wer hier so saß, in dieser traurenden Stellung, und doch mußten Sie ins Haus gehören, weil ich keinen Hut sah."

„Auch gehöre ich von heute an ins Haus. Und fast möchte ich glauben, Sie wären Mamsell Leopoldine; denn Ihren eigentlichen Namen kenne ich nicht."

„Das ist mein eigentlicher Name, denke ich ja, Leopoldine! Und ich errathe auch fast, daß Sie Herr Trapp sind. Aber gleich in der ersten Minute diese traurige Stellung? Und wir alle hier sind so glücklich."

„Auch der, der das erbauen ließ?"

„Der Herr von Schlagborn? Freilich ist das —" sie sah seitwärts in die wilde Zerstörung — „nicht schön; aber desto schöner ist dorthin die Aussicht, und dorthin, wo ich zwischen die dunkeln Tannen die weißen, leuchtenden Birken habe hinpflanzen lassen, und die Silberpappeln." Sie erhob jedes Mal die Hand mit den Blumen, um dorthin zu zeigen. — „Aber Sie sind nicht allein gekommen?"

„Mit dem Herrn von Schlagborn und dem Doctor."

„O mein Vater!" rief sie freudig. — „So muß ich schnell gehen, wenn Sie mit mir wollen. Sie könnten irren."

Walther wollte wieder seinen Weg zurück. „Nein," sagte das Mädchen: —

„der geht dort über die Insel. Ich führe Sie näher und schöner.“

Sie führte ihn durch die lichten Parthien des Parks. Sie zeigte ihm das Haus, dessen Fenster in der Abendsonne brannten. Sie zeigte ihm jede schöne Aussicht, besonders die auf das Wasser, auf eine springende Fontaine, deren zerstäubter Strahl in der Morgensonne den schönsten Regenbogen machte; jede Durchsicht auf irgend eine Hütte im Dorfe, oder auf einen fernen Dorfthurm.

Sie stand dann neben ihm still; aber sie selbst betrachtete mit Vergnügen den Gegenstand, den sie ihm zeigte. Sie warf im Vorübergehen ein paar Schwänen noch ein Stück Brodt zu, und dann mit einem himmlischen Lächeln auf ihn, als müßte sie ihre Eile entschuldigen, ging sie rascher quer über den Rasen, und sagte: „mein Vater erwartet mich schon längst.“

Aber in ihrer Eile hatte sie doch noch die freundlichen Fragen nach Fräulein Augusten und Luzien, und in dem trat der Doctor, der sie gesucht hatte, hinter

der Hecke hervor. Alle Blumen entfielen ihrer Hand, und ihrer Schürze. Sie lag in ihres Großvaters Armen mit dem frohen kindlichen Freudengeschrei.

Sie hatte tausend Fragen nach ihren Aeltern, nach ihren Bekannten, und während des sammelte Walther die Blumen vom Boden, bis sie es sah. Sie waren für den Herrn von Schlagborn.

„Das ist Herr Trapp, Leopoldine!"

„Ich fand ihn im Andenken, lieber Vater! Nun aber schnell zu Herrn von Schlagborn!" Sie ging die Stufen hinan ins Haus, ihr Vater folgte ihr.

Walther stand allein auf den Stufen vor dem Hause, im großen Kreise von Zitronen-Bäumen. Das schöne Abendroth des Himmels lag vor ihm, unter und zwischen den Spitzen des Parks. Seitwärts lag das schöne Dorf, mit seinem Abendgeläut, und einigen singenden jungen Mädchen, deren Gesang sanft in das Geläut verschmolz.

Der Anblick, das Geläut, der Gesang, die Erinnerung warf sich in seiner Brust zu einer großen Empfindung des Glücks, der Ruhe zusammen, in der nur die alte Sehnsucht vor dem Tempel, und auf der Grabinsel als ein höherer Geist noch zitterte.

„O!" sagte er: — „was könnte ich diesem Paradiese noch geben, als ein Herz voll Liebe! Engel bewohnen es, und ich schwöre es, ich will keinen von ihnen betrüben." Er ging noch auf dem Sande des freien Platzes auf und nieder, bis alles schwieg, bis nichts mehr von dem schönen Abend übrig war, als der Nachhall in seinem beruhigten Herzen, der zu einem ihm unbewußten Gebete wurde. Sein Herz war jetzt, wie die warmen Freudenthränen eines höhern Geistes.

Walthers Herz blieb so mehrere Tage hindurch, je näher er hier die Menschen kennen lernte. Eine fortdauernde Begeisterung erhielt sich in dem gehobenen Herzen. Er hätte es merken können, wenn ein Begeisterter auf sich merkte. Er schlief in den Herbsttagen bei offnen Fenstern, nur damit er den Jupiter vorüberziehen sehen könnte. Der Schlag des Perpendikuls in der Schloßuhr wurde ihm in der Nacht zu Mozarts Requiem mit voller Musik. In seiner einfachen Bewegung dünkte er ihn noch erhabener, die Zunge der Zeit, das Vorspiel der Ewigkeit, das leise Heilig, Heilig der Engel. Ein Vers aus einem Sterbeliede, was eine Mutter an dem Sarge ihres Kindes sang, wurde in seinem Ohr der Triumphgesang der Schöpfung. Er war zu stark und zu weich zu gleicher Zeit. Nie hatte er so gewünscht, eine Geistererscheinung zu sehen, und nie hatte er so sehr davor geschaudert, als eben jetzt. Sein

Herz wurde der klingende Resonanzboden aller Freuden-Töne seiner Jugend, und der edelsten Hoffnungen in der Zukunft. Er ging früh Morgens an die Fontaine, um den Regenbogen im zerstäubenden Strahl nicht zu sehen, sondern die ganze Schöpfung in Regenbogen-Farben zu sehen. Er trat an die Landstraße hinaus, seinen ganzen Geldvorrath in der Hand, um ihn dem ersten Bettler zu geben. Es war kein Bettler in Dammhof. Nur zwei Hirten setzten Mozarts Requiem auf ihren Birkenrinden fort, und ein paar spielende Kinder den Triumphgesang des Weltalls.

Er fand sich hier so freundlich einheimisch, obgleich er seit seiner Ankunft Niemanden gesehen hatte, als den Bedienten, der ihm das Essen auf sein Zimmer gebracht; denn der Doctor meinte: ein Mensch müsse erst mit der Umgebung eines Ortes bekannt seyn, dann mit den Menschen darin.

So hatte er den Doctor nur im Vorübergehen gegrüßt; aber es war ihm doch um ein Menschenherz zu thun, an das er

fallen konnte. Der freundliche Gruß des Doctors war nichts als ein Traum für die Wirklichkeit. Er sah zwar aus seinem Fenster, auch von dem einsamen Sitze am See, Leopoldinen in den Park gehen. Er ging ihr auch nach. Aber sah er sie da sitzen an einer Aussicht, oder sah er sie die Blumen begießen, die Herbstsaat untersuchen, mit der Emsigkeit, oder mit der Stille: so mochte er sich und sie nicht stören, oder, was wohl wahrer ist, er war zu blöde mit Mädchen von Leopoldinens Alter — Sie war siebenzehn Jahre alt — und von Leopoldinens Reizen.

Er ging zuletzt, um seine Begeisterung zu verlieren oder völlig wieder zu gewinnen, auf die Insel, und hier fand er den Herrn von Schlagborn lesend.

„Ich habe Sie seit einigen Tagen nicht gesehen,“ hob der an. — „Sind Sie mit der Gegend bekannt?“

„So ziemlich. Sie haben sie zu einem Paradiese gemacht.“

„Nicht ich! Der Doctor ist der Agathodämon, der über der glücklichen Insel waltet, weil er sie geschaffen hat.“

„Wohl eine glückliche Insel!“

„Ja; auch ist es erfreulich, aus dem Jammerkonzert des Erdbodens ein Paar jauchzende Stimmen aufsteigen zu hören, in den Jahrtausenden voll Blut das halbe Jahrhundert der Antonine voll keimenden Menschenglücks zu sehen. Aber was ist ein halbes Jahrhundert gegen die Zeit? Und so — ich mag meines alten Doctors Freude nicht stören. Sie kennen meinen Bruder, denk' ich?“ fragte er mit einem Seufzer. — „An meinem Leben hat der Kummer genagt; sein's die Freude verlängert. Aber wenn ich bedenke, wie das Größere, die Innere Welt dahin geht, in den Tiefen der Seele: so“ —

„Der Herr von Schlagborn hat einen Sohn, der“ —

„Auch ich hatte einen Sohn — doch warum träume ich, was ich hindern kann und will? Und da das harte Geschick die Pforten der Freude offen läßt, und der

Erde nichts nimmt als die leeren Plane einer grübelnden Phantasie, die aus der Welt eine Schäferidylle machen möchte: so ist's ja so oder so, auch gut. Nur, mein alter Doctor," sagte er eifriger, „möchte gern seiner Freudenpflanzung die Ewigkeit geben, und wer möchte das nicht? und scheuet sich dennoch vor dem einfachen Mittel dazu. Seyn Sie, Herr Trapp, wenn Sie können, der Freund seines schönen Traums, und des Paradieses, wie Sie es nannten!"

„Es ist eins, Herr von Schlagborn, ein Garten Gottes, in dem Engel wandeln."

„Und in dem für Sie" — sagte Schlagborn jetzt feierlicher — „der verbotene Baum mit goldenen Früchten blühet."

„Für mich?"

„Für Sie! Sie liebten ein Mädchen, sagte mir mein Schwager: ein Mädchen, das Sie retteten, und das vielleicht einige Aehnlichkeit mit Leopoldinen hatte?"

„Sie war so unschuldig, so heilig, denk' ich, als Leopoldine."

„Sie verloren Sie, und wollten für ihr Glück sterben?"

„So war es."

„Sie lieben sie noch; denn das Herz, denk' ich, liebt nur einmal. So dacht ich in Ihrem Alter."

„So, hoffe ich, werde ich immer denken."

„Desto leichter werden Sie den verbotenen Baum achten können. An diesem Mädchen, an dieser Leopoldine, — geben Sie wohl acht, Trapp! denn wir reden nur einmal über diesen Punkt, und was wir reden bleibt für den Doctor und das Mädchen das tiefste Geheimniß. Wollen Sie?" Er hielt ihm die Hand hin zum Handschlage.

Walther legte die Hand erst auf sein Herz, dann in die Hand Schlagborns, und dann sah er ihn mit erwartenden Blicken an.

Schlagborn fuhr fort: „an dieser Leopoldine hängt mein ganzes Herz;

alles was mir von froher Hoffnung noch übrig geblieben ist, hängt an dem Mädchen. Meines alten, treuen, ehrlichen Freundes ganzes Glück — und wenn er nicht glücklich wird, wer darf es dann werden? — sein ganzes Glück hängt an dem Mädchen. Sein Glück, sage ich, das ist nichts anders als das Glück meiner Güter und meiner Unterthanen. Leopoldine ist die Erbin meines ganzen Vermögens. Doch das darf der Vater nie wissen; denn er würde es hindern wollen, und er würde damit zu Stande kommen. Er hat mehr als das gekonnt. Ich will Leopoldinen adoptiren. Alles dazu ist bereit, so bald der gute Doctor seinen letzten Schlaf schläft. Aber ich würde zittern — ich muß lächeln — aber doch würde ich zittern, seinen langen ewigen Schlaf zu beunruhigen — O Sie wissen nicht, wie ich den Mann liebe, der wie ein fleckenloser Unsterblicher allein unter den schuldigen Sterblichen umher zu wandeln scheint — ich würde vor seinem Andenken zittern, wenn nicht meine Gü-

ter einem meiner Verwandten in die Hände fielen! Das will er, das nennt er gerecht! und müßte er darum die Frucht seines ganzen Lebens, das Glück meiner Unterthanen, aufgeben."

„Leopoldine wurde hier erzogen unter dem Beispiele einer himmlischen Liebe, des Herzens ihres Großvaters. Ist es ein Paradies: so hat sich die verführende Schlange dem Herzen des Mädchens noch nicht genähert. Kein junger Mann kam in ihre Nähe. Sie sind der erste, und ich muß hinzusetzen, daß es des Vaters leiser Wunsch ist, daß Sie sich dem Herzen des Mädchens nähern sollten."

„Rausch's Briefe an den Doctor erzählten von Ihnen, Herr Trapp, von Ihrem weichen, einfachen Herzen, von Ihrer reinen Menschlichkeit, von Ihrer Unschuld. Mein alter Freund las die Briefe mit Entzücken, mit geheimen Wünschen, daß er in Ihnen den Mann gefunden hätte, den er seiner Leopoldine Herz und Schicksal vertrauen könnte."

„Doch mir sagte er nichts; aber ich merkte alles, und ich zitterte vor der Fehlschlagung meines bessern Plans.“

„Da reiste ich nach Schladebach, um Sie selbst zu sehen. Ich sah Sie, und“ — hier reichte Schlagborn dem Jünglinge die Hand und fuhr fort: — „Ich durfte meines Doctors Plan nicht hindern. Ich mußte Sie zu uns kommen lassen. Sie haben mir Ihren Handschlag gegeben, Herr Trapp, zu schweigen. Sie haben Leopoldinen gesehen. Sie kennen meinen Plan mit ihr. Ich traue Ihrem Gesichte, der Unterredung an jenem Abende mit mir. Ich verlange von Ihnen, Sie sollen Leopoldinen nichts seyn, als ein Fremder.“

„Sie ist mir von jetzt an so heilig, als hätte der Tempel der Vesta, oder die Bande des Bluts sie auf ewig von mir geschieden.“

Hier erhob sich Schlagborn, und stand majestätisch vor Walthern. „Bedenke, junger Mensch,“ sprach er, ruhig zwar, doch bewegt — „Du selbst sagtest

mir, Eine edle Handlung bewiese gegen mich. Wenn, sagtest Du, auch der Dämon des Unglücks tausendmal Dein Herz zerbräche: so sollte dennoch die innere Welt Gottes nicht fallen! Das sagtest Du! Hier steht ein Mann vor Dir, vor Dir, Jüngling, vor Deiner Seele, in die er nicht sehen kann — o Du kennst diese Leopoldine nicht — aber dennoch traue ich Dir, dennoch, und lege meine allerletzte frohe Hoffnung nieder in die Hand eines guten Menschen. O zerschlag sie nicht, zerstöre sie nicht!"

Da warf sich Walther an die Brust des Unglücklichen, und rief: „Hier an dem Herzen des edelsten und unglücklichsten Mannes schlage Du mein Herz voll Treue, und unter Deinem zärtlichsten Klopfen empfange er das Versprechen: nie nie, nie — und zerschlüge der Schmerz die Quellen meines Lebens — nie werde ich seine Hoffnung zerstörend berühren!"

Thränen stürzten dabei aus Walthers Augen. Schlagborn schlug seine Arme um des Jünglings Rücken;

dann ging er rasch durch den Triumphbogen des Grabes, und verschwand in den Schatten des Parks.

Die Amtseinführung.

Walther blieb auf seiner Stelle stehen, und übersann seine neue Lage, und mit jeder durchsonnenen Minute wurde er kälter, ruhiger. Zuletzt pfiff er einer Drossel lustig nach, die nahe bei ihm ihre Noten sang. Er fühlte sich jetzt mit der ganzen Familie von Dammhof durch die engsten Bande dieses Geheimnisses und der Freundschaft verbunden. Er hatte Pflichten übernommen — und so egoistisch ist der beste Mensch! — er glaubte Rechte zu haben. Er ging jetzt lauter, und ging in der Mitte der Allee, da er vorher noch an den Seiten gegangen war. Er fragte, als wäre er Herr hier, die Arbeiter.

Leopoldine war die Erbin der Güter. Das einzige Wort „Erbin" rückte das

Mädchen aus seinem Kreise weg. Er hätte wohl reich seyn mögen; aber für Andere. Sein alter Lehrer, der Nachbar, war in seinem Unterrichte mit ihm einen Schritt weiter gegangen, als die orthodoxesten Stoiker, indem er die Beschränkung, den Mangel, denen der Fleiß oder die Liebe abhilft, das feinste Gewürz des Glücks nannte.

Und nun gar die letzte Hoffnung des traurenden Schlagborns zerreißen? Er war seiner so gewiß, daß mit einem Augenblick sogar die Blödigkeit gegen Leopoldinen aus seinem Kopfe oder Herzen verschwand. Er ging mit stolzem, festem Schritt über die Insel in die Gegend des Parks, wo Leopoldine seyn konnte. Er wollte sie jetzt mit Sophien vergleichen. Denn die Wahrheit zu gestehen, er hatte noch kein rechtes Bild von ihr. Und so schlug jetzt der Strom des Lebens und des Glücks aus allen Mündungen über seine sichere Seele, die sich noch eine Stunde vorher hier mitten un-

ter diesen edlen Menschen, einsam, abgesondert, verkannnt gefühlt hatte.

Er trat auf einer Höhe in einen Pavillon, der mit Geisblatt gedeckt war. Von hier hatte er das Schloß und das Dorf, mit der ganzen Gränze vor sich liegen. „Alles das ist mein!" sagte er mit seligen Blicken, und wiederholte es mit derselben Unschuld, da er durch eine kleine Oeffnung des Laubes Leopoldinen erblickte, die auf der Einfassung von Rasen am See saß und die Schwäne fütterte. Er hatte sie da schon vor einigen Tagen sitzen sehen, und ein Fernrohr stand da aufgestellt; aber wie hätte er es auf das Mädchen richten können, das sich unbelauscht glaubte. Er erröthete schon bei dem Gedanken. Jetzt richtete er das Fernrohr unbedenklich auf Leopoldinen. Er hätte es nicht ruhiger auf eine Madonna von Raphael richten können.

Ein junger Mensch kann die Grazien zehn Schritte vor sich stehen, tanzen, oder unter Rosengebüschen auf Baumblüthen hingegossen sehen, es ist nicht so viel Ge-

fahr dabei, als ein hübsches Mädchen, das von nichts weiß, durch ein Fernglas zu betrachten. Jede Stellung des Mädchens hat vor dem Glase etwas zauberisches; und nun gar, nun gar Leopoldinens Stellung, hingelehnt an einem Blumenhügel, die blauen Augen, in die er tief hineinsah, auf die Schwäne gerichtet, die um sie her schwammen, mit den schönen Linien des beweglichen Halses, und aus der weißen Hand ihr Futter holten!

Er hatte nur ein paar Augenblicke hin gesehen. Eine Schamröthe auf seinen Wangen — sie verschönerte den Jüngling zu einem Mädchen — die er zu achten gewohnt war, zog ihn hinter dem Glase weg. Er ging nicht zu ihr, er ging ruhig den Weg zum Hause hin.

„Und nun" — sagte er mit ausgebreiteten Armen zu dem Doctor — „und nun geben Sie mir zu thun, lieber Doctor! Ich bin hier so glücklich!"

„In der That? Nun denn, ich weiß, Sie werden noch glücklicher werden. Wollen Sie mit uns essen? Mit uns leben?"

Walther umarmte ihn, und am Abend rief ihn der Bediente zu Tisch.

Schlagborn, der Doctor, Leopoldine, der Kassirer, ein alter Mann, und der Verwalter machten die Tischgesellschaft aus. Das Gespräch war zutraulich, enthielt die Geschichte des Dorfs, die Arbeiten des Tages, Bestellungen auf morgen, woran alle gleichen Antheil nahmen. Schlagborn redete nicht viel; aber nicht Ein Wort über seine Grundsätze. Machte Leopoldine eine Bemerkung über das Glück des Lebens: so bestätigte Schlagborn sie, und Walther machte mit Erstaunen die Bemerkung, daß die Pedanterie des Doctors nur in seiner engen Uniform bestand, die er auch wohl nur seinem seligen Major zu Ehren trug. Er machte so feine Bemerkungen über den Charakter des Menschen, über die Art und Weise, sich eines Menschen zu bemächtigen; seine Grundsätze waren wiederum so liberal, so tolerant, obgleich er alles von einer alles ordnenden Vorsehung ableitete. Er scherzte sogar, und mit

Glück. Er spottete wohl; aber sein Spott war so gutmüthig, wie das Lächeln, womit er den Spott begleitete.

Schlagborn stand bald auf, die Andern saßen noch. Dann ging der Verwalter, dann Leopoldine. Ein Bedienter schob einen Lehnsessel für den Doctor näher an's Kaminfeuer. Der Kassirer ging, dann auch Walther.

Der Doctor führte Walthern zu dem Prediger, dem Justizamtmann im Dorfe, in die Schule, auf das Feld, in die neuen Anlagen, auf die Stellen, die noch geschaffen werden sollten. Er unterrichtete ihn von dem ganzen Zustande der Güter, von Einnahme und Ausgabe, von dem Kapitalvermögen Schlagborns, was allen Andern ein Geheimniß war und bleiben sollte; von dem künftigen Gebrauche desselben, kurz so von allen, als wäre Walther der Erbe der Güter, der sie eben antreten sollte.

So lernte Walther auch von dem Doctor die Unterthanen der Güter kennen, mit ihren verschiedenen Charakteren,

und die Art und Weise, wie man diese Menschen in dem Wege zum Menschenglück zu erhalten hätte, ohne ihre Freiheit, und ihre moralische Natur einzuschränken. Der Alte schüttelte unmuthig den Kopf über einige Hausväter, die durchaus nicht zu überwinden waren.

„Man könnte sie zwingen,“ sagte Walther eifrig.

„Was wäre denn gewonnen? glücklich sind sie so auch. Und ob sie glücklich seyn werden, steht in der Hand des Allmächtigen; in unsrer doch nur, daß sie des Glücks würdig sind, durch Redlichkeit Fleiß, Ehrbarkeit und Vertrauen auf Gottes Güte und Weisheit.“

Diesen Grundsatz führte der Doctor nun mit einer großen Beredsamkeit aus, und mit einem so herzlichen Strom von Güte, von stiller Theilnahme, daß Walther ihm Recht geben mußte. „So lange nicht der Verstand dieser Leute überzeugt ist,“ sagte er — „ist alles Zwang, und unzuverlässig. Und auch das noch ist wenig, wenn nicht das Beispiel ihre Sitten gebessert hat,

wenn sie sich nicht vor sich selbst schämen, hart gegen Frau und Kind, Nachbar und Mensch zu seyn. Die rechte Tugend ist Gewohnheit und Einsicht, daß es so recht ist. Mit Einem ist nichts gethan, gar nichts! Und dahin sollten Sie es bringen, wenn ich mit meinem seligen Herrn und mit meiner seligen Frau wieder vereinigt bin. Sie sollen mit Gottes Hülfe dem Bau des Glücks, den mein Major anfing, die Krone aufsetzen."

Dabei rollten dem alten Mann die Thränen über die Wangen.

Walther griff das Werk mit allem Eifer an, so daß der Alte oft zur Geduld ermahnen mußte, und mit allem seinem Eifer richtete er dennoch lange nicht so viel aus, als der Alte mit einer sanften Vorstellung des Unrechts, oder Leopoldine sogar, deren Obhut alle Armen, alle Unglückliche, alle Leidende und alle zartere Verhältnisse der Haushaltungen anvertraut waren. Die Unterthanen liebten den Doctor als ihren Wohlthäter nicht so sehr; aber sie wußten, daß er an allen ih-

ren Schicksalen den freundschaftlichsten Antheil nahm. Sie liebten ihn, weil er sie liebte; aber Leopoldine, die gütige Leopoldine war wie eine Göttin im Dorfe. Ein Besuch von dem Mädchen konnte den Frieden einer Haushaltung schon wieder herstellen. Wer konnte dem betrübten Blicke des Mädchen widerstehen, und der frommen Unschuld? Der Frieden trat an ihrer Seite in das Haus, wo der Zorn noch eben tobte; der Haß floh vor ihrer Gegenwart. Sie drückte nur die Kinder, die alle sie unbeschreiblich liebten, eins um das andere an ihre Brust, um die Aeltern zu versöhnen. Ihre Thränen, die sie verstohlen abtrocknete, — denn eine Thräne schien ihr ja ein harter Vorwurf — schmolz das härteste Herz. Sie legte die wildeste Roheit an die sanften Blumenfesseln ihrer eigenen Milde.

So lernte sie Walther nach und nach kennen, und er erkannte jetzt erst, was Schlagborn von ihr sagte: „lernen Sie sie nur erst kennen!" Aber er sollte sie erst kennen lernen. Er sah nur ihr ein-

faches tugendhaftes Leben; den unendlichen Reichthum ihres schönen Geistes kannte er noch nicht. Er redete mit ihr unbefangen, so wie sie mit ihm, wenn er sie irgendwo traf; denn seine Blödigkeit hatte sich verloren, seit er von ihr wußte, sie war die Erbin Schlagborns, und ihre Hand war einem seiner Verwandten bestimmt.

Treiben und Widerstand.

Schlagborn hatte ganz recht gesehen. Der Doctor hatte — nicht den Plan gemacht — aber den Wunsch gehabt, aus Leopoldinen und Walthern ein Paar zu machen. Er stand mit dem Herrn von Rausch im Briefwechsel. Walthers Ankunft bei Rausch — so — fast eben so war der Doctor mit seinem Major bekannt geworden — hatte den Doctor, den alten Soldaten für Walthern eingenommen, und des Barons

spätere Briefe über Walthern, hatten den Wunsch bei dem Alten erregt, erst in Walthers Hände das Stück der Schlagbornschen Güter und seine Enkelin Leopoldine zu übergeben und dann ruhig zu sterben.

Er sah Walthern, er sprach ihn, und der kleine Wunsch wurde recht groß und heiß. Er hatte dem Herrn von Schlagborn vorgeschlagen, Walthern nach Dammhof zu nehmen, und der alte aufrichtige Mann that den Vorschlag mit so vielem Eifer, und erröthete einige Mal bei den Gründen, die er sagte, so sichtlich — denn verhehlen schien ihm schon eine Falschheit — daß Schlagborn den Alten errieth.

Der Alte trat Schlagbornen gerade mitten gegen den Plan, den er mit Leopoldinen fest beschlossen hatte, sie zur Erbin seines ganzen Vermögens zu machen, und sie, um selbst den Schatten seines alten Freundes mit diesem Plane zu versöhnen, der alle Mißheirathen haßte, erst zu adoptiren, und sie dann mit einem

Grafen Schlagborn, einem nahen Verwandten einer armen Seitenlinie zu vermählen, der ein sehr edler junger Mann war, und der von der Güte Schlagborns allein gelebt hatte.

Der Plan trat, so bald Schlagborn den Tod seines Sohnes erfuhr, als fester Entschluß in Schlagborns Seele; aber weder der Doctor, noch der junge Graf Schlagborn durften ihn erfahren. Der Alte nicht, der sonst sogleich seine Enkelin weggeschafft haben würde; der junge Schlagborn nicht, um des Oberkammerherrenswillen, der Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt haben würde, den Plan umzuwerfen.

Schlagborn war Walthers Ankunft zuwider; aber der Doctor, wußte er, würde einen andern jungen Menschen kommen lassen, und Rauschs Briefe zeichneten Walthern als einen begeisterten, tugendhaften Schwärmer, mit dem Schlagborn eher fertig zu werden hoffen konnte, als mit einem andern von schlechtem Geist. Er besuchte also seinen

Schwager, um Walthern kennen zu lernen, und Walther gefiel ihm für den Plan, den er mit ihm hatte.

So kam Walther nach Dammhof. Und Schlagborn gewann in dem edlen Walther einen Mann für seine Unterthanen, und für seinen Plan einen begeisterten Schwärmer. Er behielt den Jüngling sehr genau im Auge, um nicht seine schönste Hoffnung — denn er liebte Leopoldinen wie seine eigene Tochter — und die theuerste Hoffnung seines Lebens, seinem alten Freunde seine Dankbarkeit zu zeigen, verlieren zu müssen.

Er sah nach einigen Wochen recht sehr wohl, welch' eine glückliche Wahl er an Walthern in Rücksicht der Verwaltung seiner Güter getroffen hatte. Walthers Begeisterung war nicht das hell auflodernde und erlöschende Feuer der Jugend, sondern sie brannte empor aus der stillen, ewig brennenden Glut eines schönen, menschlichen Herzens. Sein Stolz war nicht der Triumphbogen aus Holz und Farben, den man schnell dem jungen ein-

ziehenden Könige erbaut, sondern eine Pyramide aus Granit, die so lange dauert als die Zeit selbst. Er trat nicht aus der Jugend, sondern aus seinem Charakter hervor. Der Doctor hatte das schon längst aus Walthers Demuth und Nachgiebigkeit geschlossen, und er liebte ihn desto herzlicher.

Aber Schlagborn beobachtete auch den jungen Menschen sehr genau in Absicht Leopoldinens. Er befürchtete sogleich den ersten Abend bei Tisch, eine fremde, stolze Zurückgezogenheit des Jünglinges gegen Leopoldinen, die mit dem Opfer ein Triumph verbinden will, und die gefährlicher ist als die Huldigung, die ein junger Mensch einem Mädchen bringt; aber nein!

Walther redete mit Leopoldinen so unbefangen frei, wie mit jedem Andern. Er suchte sie nicht, er vermied sie nicht. Es war eine süße, höfliche Ruhe, die aus ihm mit Leopoldinen redete, und so blieb Walther unverändert gegen das Mädchen. Schlagborn

rechnete ihm das nicht an, nicht einmal seinem Charakter als einen festen Zug; er dachte an Walthers erste Liebe, und so fürchtete er noch immer die Zukunft.

Der alte Doctor ging mit seinem Plan viel gewisser. Er hatte Niemanden etwas zu vertrauen. Er gebrauchte keine Hülfe, als Zeit und den einfachen Gang des jungen Herzens. Er wußte wohl, daß Walther geliebt hatte; aber das Mädchen war fort, und der Alte wußte, daß alles vergänglich war auf der Erde, nur nicht die Tugend. Er hoffte auf Gott.

Das machte ihn nicht mißtrauisch, daß Walther so unbefangen gegen Leopoldinen war, ob er gleich es eben so gut sah als Schlagborn. Er hätte den Jüngling für einen Gecken gehalten, wenn er das Gegentheil gewesen wäre. Er war fest entschlossen, dem Herzen der Beiden den freiesten Weg zu lassen, sich zu finden, und glücklich mit einander zu werden. Er gab, da Walthers Unbefangenheit doch ein wenig lang dauerte, ihm keinen Wink, noch weniger seiner Tochter. Denn er

hielt es für grausam, wenn eine Anspielung des Vaters, oder eines Fremden der Tochter eine Röthe abjagen sollte, die nur der Liebe des Geliebten allein gebührt.

„Ist es Gottes Wille," sagte er, und faltete die Hände: — „so finden sich ihre unschuldigen Herzen gewiß; und finden sie sich nicht —" hier seufzte er doch tief auf.

Er hatte tausend Gelegenheiten, seine Tochter mit Walthern zusammen zu bringen; aber er versäumte sie alle. Aber doch sah er lächelnd und fröhlich nickend durch's Fenster, wenn Walther an Leopoldinens Seite aus dem Garten kam.

„Wenn's Gottes Wille ist," sagte er sehr oft; aber zuletzt war es ihm doch bedenklich, daß Walther der natürlichsten Veranlassung nicht wahrnahm, mit Leopoldinen zu gehen, wenn Beider Weg zusammen ging, daß er sich noch eine Minute mit einer unbedeutenden Kleinigkeit beschäftigte, und sie gehen ließ.

„Zum Stern!“ rief der alte Mann endlich ungeduldig im folgenden Frühling — „da sinkt liebend der Himmel auf die Erde voll Blumen, die Nachtigallen singen ihre Liebeslieder, die Luft mit dem Blüthendufte erwärmt jedes Herz, alles keimt, sproßt und liebt! Die Vögelchen tragen zu Neste, die ganze Erde ist ein Altar der Liebe, die ganze Natur ist wie ein großer Brautkranz, und die beiden da, Potz Stern! stehen mitten darunter unter dem Himmel voll Segen und Freude und Liebe, und — ich glaube, ich fühle mehr dabei, als sie. Das ist doch herzlich betrübt! Dahin geht Leopoldine nach Süden, und er nach Norden, als flösse Blei in ihren Adern. Unerhört!“

„Aber, halt!“ fuhr er fort — „liebte ich nicht meine selige, gute Frau fast eben so? fast! fast! Ging ich nicht täglich in die Aue, wo ich nichts zu thun hatte, um nur vor ihres Vaters Hause durchzugehen; und stand sie am Fenster, so sah ich an die andere Reihe Häuser, das Gott erbarm! und hatte das Herz nicht, ein Auge

aufzuschlagen, und schämte mich, daß mir das Herz pochte; und war's mit meiner Frau nicht dasselbe? Hat sie mir nicht ein Jahr nach unserer Verheirathung mit dem süßesten Erröthen — o warum mußte ich Dich verlieren? Du bestes der Weiber! — gestanden, sie hätte mir immer durch die Vorhänge nachgesehen?"

„Ho! ho! das geht in's Weite! Andere waren so nicht, so verschämt, so züchtig. Und hätte nicht Schlagborn am Ende Ernst aus der Sache gemacht, hätte der nicht den Justiziarius alle Tage gebeten, hätte er mich nicht so oft mit meiner Frau allein zusammen zu bringen gewußt — Gott weiß es ja, wie ich da stand vor ihr, als stünde ich im Verhör, weil ich mein Devoir nicht gethan hätte! — Ich glaube, ich ginge heute noch hier umher, als ginge ich auf Dornen, wie damals. „„Die rechte Unschuld,"" sagte mein Major, „„hat nicht einmal eine Schamröthe, Doctor,"" sagte er; „„denn sie hat nichts, wovor sie sich schämen müßte.""

„Und was half's mir, daß Schlagborn das alles that? Stand ich nicht vor dem heißgeliebten Mädchen, und sah sie nicht, und hörte nicht; und küßte des Alten schwarze Hand als ihre, gerade wie ich im Laufgraben da, des Wachtmeisters Bein für des Majors seins ansah, das ihm abgeschossen war? Hätte nicht am Ende Schlagborn doch den Handel zu Ende gebracht, und hätte für mich das Wort genommen bei dem Vater und bei Dir, mein gutes Hannchen: so — — Also ein Wenig nachhelfen kann ich schon, dem jungen Volk die Zunge lösen, das kann ein ehrlicher Vater, wie Schlagborn es konnte. Denn sagte nicht neulich Trapp von Leopoldinen: sie ist ein heiliger Engel? Und sagt sie nicht von ihm, so oft ich will: er ist ein guter Mensch!"

„Aber Gott soll mich bewahren, daß ich nicht das Wort für ihn nehme, wie Schlagborn für mich! Denn Gott weiß, welch ein Himmel mir entging, daß ich nicht selbst das sanfte, sträubende Er-

röthen sehen konnte, womit sie Ja sagte. Und da ich sie hier zusammen im Hause habe: so müßte ich doch gar nicht ein bischen List haben, wenn ich nicht in drei oder acht Tagen den Ehrensprung vor Freuden über das glückliche Paar thun sollte."

„Also mit Gott und Ehren sey es gewagt!" rief er entschlossen, und zog seine Manschetten unter dem rothen Aufschlag hervor, wie er allemal that, wenn er etwas feierlich lobte.

Aber troz seinen hervor geholten Manschetten wurde es ihm doch schwer, etwas auszusinnen, was unschuldig genug war, und wobei er mit seinem festen Glauben, „Ehen werden im Himmel geschlossen!" nicht in Gefahr gerieth. Er marschirte im Saale auf und ab, so gravitätisch als möglich. Er faßte seinen Stock bald so, bald so, schwang ihn, als kommandirte er eine Kompagnie, und endlich hatte er etwas heraus gebracht, wobei nicht einmal der Vorwand eine Unwahrheit war.

„Hören Sie, lieber Trapp!" hob er züchtig-erröthend und kleinlaut an. — Es

war das erstemal in seinem Leben, daß er im Hinterhalte gegen einen Feind lag — „hinten im Park steht doch der Tulpenbaum. Ich habe lange darauf gesonnen, wie ich Schlagborn einen zweiten schaffen will. Nehmen Sie hier die Leinwand mit, und Nadel und Zwirn. Wählen Sie einen langen, geraden Zweig. Die Leinwand, mit Erde gefüllt, wird unten um den Zweig gewunden, und dort schlägt er Wurzeln. Leopoldine weiß das ganze Verfahren. Es soll ein Geheimniß seyn; darum wähl ich Sie und Leopoldinen. Uebereilen Sie nichts, damit es gelingt."

Walther ging. „Potz Stern!" rief der Doctor — „welch ein Mann bin ich! stand ich da nicht vor dem jungen Menschen, wie vor meinem Richter, und mein Baß klang — was mag er davon denken — wie eine Vogelpfeife!"

Aber desto eifriger sah er nach, was sein Wagstück für einen Erfolg haben würde. Er sah Walthern in den Garten gehen nach der Wasserparthie zu. „Hm!" sagte er lächelnd — „er weiß ja, wo sie

zu treffen ist!" Nach fünf Minuten sah er Leopoldinen über den grünen Hügel kommen, und zehen Schritte hinter ihr ging Walther. Er konnte ihnen lange auf der Wiese nachsehen. „Was hat das Mädchen zu laufen?" rief er — „könnte sie ihm da nicht ihre Baumschule zeigen, die sie alle selbst gezogen? hinter einander! Ja, da ist was zu hoffen!"

Nach zwanzig Minuten kam Walther zurück. Er berichtete dem Doctor, daß sein Wunsch gewiß erfüllt sey. Sie hätten alles gemacht, wie er gewollt hätte. Und kein Wort von Leopoldinen! Walther ging ruhig wieder.

Leopoldine erzählte, da sie zurück war, ihrem Großvater dasselbe; und kein Wort von Walthern!

„Nahm er sich geschickt, Mädchen?"

Sie schüttelte lachend das Köpfchen; aber dann brachte sie ihrer Nachtigall Futter mit der alten Ruhe.

Der Doctor ärgerte sich um desto mehr; „denn," sagte er vorher: — „er muß die Leinwand halten, und sie muß sie fest nä-

hen. Da müssen — oder das Unglück müßte sein Spiel haben — ihre weißen Hände mit den blauen Adern, seine berühren. Ich möchte sie beide so auf den Zehen stehen sehen! Er kann dann, wenn er will, in das blaue Aeuglein sehen, das in den Himmel empor sehen muß, wobei es am schönsten ist. Ich möchte sie stehen sehen!"

Guter Doctor, so ganz heil hat Walther sein Herz nicht aus dem Spiel gezogen! O du hattest Recht! Wie er die Erde in der Leinwand um den Zweig gelegt hatte, und Leopoldine sich auf die Zehen stellte, um so hoch zu reichen: da berührten ihre Hände seine, und ihr Arm lag auf seiner Schulter, an seinem Arme hinauf, und sein Auge stand acht Zoll von ihrem zu dem Zweige gehobenen blauen Auge, das ihm wie die Pforte des Himmels vorkam.

Er schlug den Blick nieder, um seiner gefährlichen Lage zn entgehen, die mit jedem Pulsschlag gefährlicher wurde, aber er hätte sein Auge verschließen müssen. Denn, jetzt sah er den schönsten Fuß, den

sonst ihr langes Kleid verbarg, und wie, der in einer ungewöhnlichen Stellung, wie das Auge; auf den Zehen stehend, als wollte sie eben, ein Engel, in den Himmel hinauf fliegen. Er dankte dem Himmel, da alles fest benähet war, und er seine Hände und Arme aus der elektrischen Gefangenschaft befreien konnte. Aber da lief Leopoldine in eine nahe Hütte und holte eine Gießkanne.

Er bückte sich, als wäre er fertig. „Nein, Herr Trapp," sagte sie lachend — „das muß erst begossen werden. Wir müssen Wasser aus dem See holen. Wie aber schöpfen?" Sie reichte ihm die Hand, sie zu halten. Dann schöpfte sie Wasser, vorwärts gebückt. Er sah zum zweitenmal die Füße bis zum Knöchel. „Sie müssen mir helfen," sagte sie freundlich, an die eine Seite der Gießkanne fassend. — „Wir wollen sehen, ob wir Glück mit einander haben, Herr Trapp!" Er begoß die Erde zuerst, dann sie. — „Und nun gedeihe, liebes Bäumchen!" sagte sie zärtlich,

und er mußte ihr nun über die Hände Wasser gießen. Dann sie ihm.

Er ging endlich nicht ganz so ruhig, als er dem Alten schien. Leopoldine war ganz ruhig geblieben; denn erstlich war sie thätig gewesen bei der Handlung, zweitens war sie ein Mädchen, und ein so unschuldiges Mädchen, dem keine Erinnerung die Phantasie in Bewegung bringen konnte. Er dachte bei ihr an den Abend, da er Sophien aus dem Garten rettete.

In seine Phantasie war ein Funken gefallen, der fortzubrennen drohete. Der alte Doctor hatte Recht.

Aber eben weil in seine Phantasie ein Funken gefallen war, bei dessen Leuchten er immer die Augen oder den Fuß Leopoldinens erblickte, zog er sich desto fremder zurück, und der Vater sagte: „Vertrakt! Was soll ich weiter thun? Nicht Einen Schritt mehr."

Der Doctor weißt den Himmel zurecht.

Ueber den Funken, blos um ihn auszulöschen, redete Walther so: „wär' ich ein Held, ein Scipio, ein Sokrates: so hätte mir so etwas begegnen können. Was wäre die Tugend, wenn sie keine Sinne zu besiegen hätte? Ging mir's doch mit Sophien viel schlimmer, und doch war meine Liebe gegen sie heilig, wie eine Nonne, wie ein Gebet! Das Auge des Mädchens war schön; der Anblick des Fußes entzückend, die Bewegung der Hände an meinen goß eine Flamme in meine Adern, aber mein Herz blieb ruhig. Und die Frage ist ja noch, ob die Sinne mit im Spiel waren? Sie ist die heiligste Unschuld; sie ist das Abbild der ewigen Liebe. Wenn ich nicht die Heilige achtete: das Mädchen hätte mit der Thetis Silberfüßen, mit der Liebesgöttin Marmorarme, mit Junos himmlischen Augen, umgeben mit der Venus Zaubergürtel, vor mir stehen können, ohne daß

eine Fiber meines Herzens in Bewegung gerathen wäre. Ich bin meines Triumphs gewiß. Ich gab Schlagborn meine Hand, und der Traum meiner Sinne soll meine Redlichkeit nicht verwirren. Das wenigstens weiß ich!"

Er hielt sich in ruhiger Ferne von Leopoldinen. Er erröthete nur einmal, da sie ihm zuflüsterte: „Unser Bäumchen wird bekommen, Herr Trapp!"

„Wenn's des Himmels Wille ist," sagte der Doctor noch immer wohlgemuth. Aber da er sah, daß weder Leopoldine, noch Walther näher zusammen kamen; Walther noch immer nach Norden ging, wenn sie nach Süden wollte: da fand er, daß die guten Menschen die Instrumente des Himmels sind; und er fing wieder an darauf zu sinnen, den Himmel ein wenig thätiger zu machen. Ich will weder ihm noch ihr ein kleines Wörtchen sagen; ihm nicht, er könnte meinen, sie ließe sich ihm anbieten; ihr noch weniger; denn sie ist ein züchtiges Mädchen. Ich könnte es ihr ohne Erröthen nicht sagen:

Wie? mit welcher Glut der beleidigten Schaamhaftigkeit müßte sie es denn hören! Aber ich darf ja wohl wie ein Meilenzeiger stumm mit ausgestrecktem Arm da stehen und ihnen den Weg zeigen!"

So stand er denn lange vergebens. Da bekam aber der stumme starre Meilenzeiger doch endlich bewegliche Arme und Füße, und eine Zunge dazu. Bald stellte er beide junge Leute in die Baumschule, weil er eigensinnig die genaue Zahl der Bäumchen wissen wollte.

Er betrachtete aus dem Fenster die beiden jungen Leute. Sie theilten die Baumschule. Walther zählte seine Hälfte, Leopoldine ihre, ohne ein Wort mit einander zu reden. Sie brachte ihm die Zahl.

„Das ist nichts, gar nichts!" rief er. Er ging mit Walther dem See zu. Unterwegs traf er Leopoldinen. Er hatte für sie etwas in das Wasserhäuschen gesetzt, was sie sehen sollte. „Das dauert eine Minute, lieber Trapp, und es ist nicht aus dem Wege." Sie stiegen in

die Gondel, sie fuhren nach dem Wasserhäuschen. Sie traten hinein; aber ehe der Doctor ein Wort sagen konnte, rief ein Gärtnerbursche aus vollem Halse seinen Namen und winkte ihm zu, da er aus dem Häuschen trat.

„Einen Augenblick, Trapp!" rief der Doctor. In die Gondel sprang er, fuhr hinüber, lief mit dem Burschen, als ob ihm der Kopf brennte, und sagte lächelnd: „Nun sitzt mir da gute zwei Stunden wenigstens! Hier habt Ihr nichts zu zählen, nichts zu sehen, als Euch selbst!"

Auch war die Sache gar nicht ohne Gefahr; denn Leopoldine saß an einem Fenster, Walther am andern, und sahen dem Vater nach. Dann hob ein Gespräch an, das immer lustiger wurde; denn Leopoldine bemerkte, daß der Vater sie hier gar vergessen könnte.

„Oder gar wollte," dachte Walther, dem die Worte Schlagborns wieder einfielen, daß der Vater seine Verbindung mit Leopoldinen wünschte. Das gab dem jungen Manne, der bald seinen Blick

auf die Augen, bald auf die Füße Leopoldinens wendete, und sein Herz dabei schlagen fühlte, den männlichen Trotz wieder.

Er zog ein paar Bücher Schlagborns aus einem Wandschränkchen hervor. Leopoldine nahm aus Spielerei das Eine, und fing ernsthaft an zu lesen, da Walther seine Schreibtafel mit einer langen Rechnung hervor zog, um zu rechnen. So saßen sie Beide, lesend und rechnend, bis der Vater nach zwei Stunden zurück kam.

Er lenkte die Gondel so leise über den See von der andern Seite. Er schlich sich dem Wasserhause zu, um den Effect von seiner kleinen List mit Triumph zu beschauen, wohl gar ein vertrautes Wörtchen von den beiden jungen Leuten zu erlauschen. Aber da stand er am Fenster, und sah, und siehe, seine Leopoldine saß in einer Bergere in einer bequemen Stellung, so daß er wohl sah, der junge Mensch hatte sich gar nicht nach ihr umgesehen. Sie las mit einer großen Ruhe,

und Walther saß, den Rücken dem Mädchen zugekehrt, schreibend.

„Potz Stern!“ wollte der Alte aus Aerger rufen; aber er dachte doch lächelnd: „Sie haben dich kommen sehen, und List gegen List!“ Er trat mißtrauisch auf, beide wendeten ihm Gesichter zu, die seinen geheimen Triumph nicht bestätigten. Er entschuldigte sich. Sie fuhren ab, und Walther ging den kürzesten Weg nach Hause.

„Du hast Langeweile gehabt, liebes Kind?“ fragte der Vater.

„Anfangs, nachher nicht. Ich fand ein sehr schönes Buch, und las.“

„So? das ist nicht hübsch von Walthern, daß er Dich nicht besser unterhält.“

„Vater, er hatte zu thun, eine Rechnung, ich glaube, mehrere Bogen stark.“

„So? Was hast Du denn gelesen, Kind?“

Leopoldine erzählte ihm recht ausführlich, was sie gelesen. Sie wußte die kleinsten Umstände, sie hatte sogar Be-

merkungen mit den Worten des Buchs behalten.

„So? und gar nicht mit Trapp geredet?“

„Ja, Vater, anfangs; aber das ging so schläfrig, so abgebrochen! Ich dankte dem Himmel, wie er seine Rechnung und ich mein Buch hatte.“

„So? so?“ sagte der Doctor, und strich sich ein paarmal unwillig über das Gesicht.“

Leopoldine hatte die Wahrheit vollkommen gesagt; aber der Alte hätte doch einen kleinen Triumph gehabt, hätte er Walthers Rechnung nur einmal nachgesehen. Zuweilen gab's Zahlen darin von einem Zoll Länge, wenn ihm das Herz schlug, und es schlug ihm, wenn Leopoldine hinter ihm die kleinste Bewegung machte. Er machte mitten in einer Zahlenreihe sein Taschenbuch auf; denn im Deckel war ein kleiner Spiegel, in dem er des Mädchens hingegossene Stellung, und ihr ganzes Profil sehen konnte. Der Doctor hätte an den Mäanderähnlichen

Zahlen die zitternde Hand erkennen müssen, die sie schrieb.

Aber von alle dem wußte der arme Vater nichts. Er sagte jammernd: „Wie es scheint, ist es Gottes Wille nicht. Nun denn; ich habe es gewünscht, weil er ein reines Herz hat; aber Gott soll mich bewahren, daß ich in die Speichen des der Schicksals-Räder fallen wollte! Gott soll mich in Gnaden behüten! Er hat kein Auge für ihre Schönheit; und mag die Liebe etwas Heiliges seyn, wie ich doch fest und gewiß glaube — denn, sagte mein seliger Herr, alles Gute im Leben, der Mensch selbst, geht von der Liebe aus. Darum ist sie etwas Großes, das heilig gehalten seyn will! — das sagte er, und hat Recht; aber ich sage doch: mit dem Auge fängt sie an. Und wer kein Auge für der Jungfrau Schönheit hat, hat auch kein Herz für ihre Seele! Also will ich armer, sündiger Mensch nicht mehr seyn als der Himmel. Amen!"

Er stieß seinen Stock auf den Boden; aber er ließ die jungen Leute nun gehen,

und hätte nicht der Zufall seine Rolle fortgespielt: so — —

Das Nachtthal.

Es kam von Rausch ein Brief, der Nachricht gab, daß der Oberkammerherr ganz gewiß nach Dammhof kommen würde, um sich mit seinem Bruder zu versöhnen, und um einmal persönlich sich nach der Wahrheit mancher Gerüchte zu erkundigen, die ihm zu Ohren gekommen waren: daß sein Bruder die Absicht hätte, Leopoldinen zur Erbin seines Vermögens zu machen, und sie mit dem Betrüger, dem Menschen, der sich für einen Ungar von altem Adel ausgegeben, dem Herrn von Trapp, zu verheirathen. Man sieht, der Oberkammerherr hatte feine Ohren in Dammhof.

Der Doctor las dem Herrn von Schlagborn den Brief vor, und setzte

lächelnd hinzu, aber bittend: „er ist dein Bruder, mein Sohn, und er will Versöhnung!"

„Die soll er haben, so viel er verdient!"

„Und die Versicherung, die, dächte ich, er mit Recht fordern könnte, daß die Güter nie an einen andern als einen Schlagborn fallen sollten."

„Lieber Doctor, ich will Herr in meinem Hause seyn!"

„An einen Schlagborn, liebster, bester Freund, mein geliebter Sohn, an einen Schlagborn!"

„An einen Schlagborn denn, lieber Doctor, sagte Schlagborn lächelnd. An welchen? wird er dann fragen."

„Dazu hat er ein Recht; denn dein Oheim, war auch seiner."

„O Du seltsamer Mensch!" rief Schlagborn, „und diese Güter, meines Oheims glückliche Unterthanen, wenn wir todt sind!"

„Wir sind todt; aber Gott lebt noch."

„An einen Schlagborn, mehr verspreche ich nicht, bei dem Glück meiner Unterthanen! mehr nicht.“

„Und vergiß mir nicht, daß Du sein Bruder bist!“

„So muß ich tausendmal erröthen vor diesem Namen. Lieber Alter, ich sage Ihnen vorher, es wird nicht gut gehen. Ich bedaure Leopoldinen. Sie wird zum erstenmal die Menschheit in einer abscheulichen Gestalt erblicken.“

„Das soll sie nicht, sie soll zu ihrer Mutter, so lange.“

„Du willst sie ihm verläugnen, das will ich nicht.“

„Ja, um ihn milder zu machen. Er soll nicht sehen, wie sehr Du sie liebst.“

„Und Trapp? denn Du siehst, Alter, was er meint?“

„Ach, ich wünschte, er hätte sich darin nicht geirrt!“

„Hat er sich darin geirrt?“

„Leider, ganz vollkommen! Der kann im Wasserhause die paar Tage, denn länger bleibt er nicht, hausen.“

„Mach', was Du willst, guter, weicher Mann, und laß' mich machen!"

„Aber Versöhnung."

„Er will nur das Wort, die That nicht."

„Das Wort denn!"

„Die That dazu, wenn er ein Herz hat."

Der Alte machte Anstalt zur Abreise der Tochter. Im Wasserhause wurde eine kleine Anstalt für Walthern getroffen. Der Kammerherr kam dahin nicht, denn er haßte das Wasser. Aber auf einmal fuhr der Oberkammerherr durch die Platanenallee. Der Doctor hatte nur noch Zeit, seiner Tochter zu sagen: „in's Nachtthal, Leopoldine! Ich sende Dir alles nach. Es sind nur zwei Tage. Trapp begleiten Sie Leopoldinen, und laßt Euch nicht sehen!"

Walther ging neben Leopoldinen her. Er sagte: „Ich kenne das Nachtthal nicht."

„Sie werden es sehen. Es ist ein schauerlicher Ort, in dem ich nicht gern allein bin." Sie führte ihn um den See

hin; und auf's Wasserhaus zeigend sagte sie freundlich: „wir werden Nachbarn seyn!"

Nun standen sie vor einer Grotte, deren dunklen Eingang ein eisernes Gitter verschloß. Sie drückte gegen einen Stein in der Mauer, und das eiserne Gitter öffnete sich durch ein in der Mauer fallendes Gewicht. Sie traten in den Eingang, und der Druck auf einen andern Stein in der Mauer verschloß die Thür wieder. Sie führte ihn durch einen unterirrdischen Gang, den hinten wieder eine Thür verschloß. Nun standen sie beide am Eingange eines kleinen Thals, das ganz mit Höhen eingefaßt war. Auf den Höhen lagen großen Felsstücken über einander gethürmt, die jedem Menschen den Eingang und den Anblick von da herab verschlossen. Zwischen den Felsstücken standen zum Schutz gegen die Winde hohe Tannen, und die Felsen waren mit reichem Wintergrün behangen.

Das Thal durchschnitt ein schöner, frischer, reiner Quell, an dessen Ufer

Thränen-Weiden und hängende Birken standen. Ein schöner Platz war von acht majestätischen Eichen umgeben und bedeckt, und in der Mitte dieses grünen Doms stand eine niedliche Hütte mit Rohr gedeckt, einfach und doch zierlich, ein paar geräumige Zimmer enthaltend, einen Keller mit Wein, und eine Küche mit Zubehör.

Das Thal hing gegen Süden herab, doch so, daß die Einsicht geschlossen war, und so standen hier, wie in einem Glashause, die seltensten Blumen und eine reiche Orangerie, für die auch ein eigenes Glashaus bestimmt war.

„Was finden Sie schauerliches an diesem Orte?" fragte Walther. — „Mich dünkt, es ist das schönste Plätzchen, was der Park umgiebt."

„Ach, dieses Abgesondertseyn von Menschen! Diese Mauern, dieser unterirrdische Gang! diese Felsstücken, die mir über dem Haupte schweben! Ach, ich liebe die Gefängnisse nicht! Man sagt," setzte sie leise, als verriethe sie ein Geheimniß,

hinzu — „man sagt, Herr von Schlagborn hätte es nach dem Tode seiner Gemahlin erbauen lassen, um hier ihrem Andenken in ungestörter Einsamkeit zu leben. Wenn ich hier allein bin: so höre ich das Rauschen ihres Geistes, wenn der Wind da oben in den Tannen leise zittert. Mein Vater lächelt über meine Furcht; ich verschweige sie ihm; aber ich kann sie nicht überwinden.“ Sie schauerte hier.

„Wenn Sie lieber im Wasserhause seyn wollen!“ sagte Walther.

„O viel lieber, viel lieber! Und Nachbarn sind wir ja dennoch. Ich komme dann zu Ihnen, um hier für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Denn mein Vater will mir alles für unsern Tisch hieher senden. Der Oberkammerherr soll so mißtrauisch seyn.“

Hier kam der Gärtner und brachte einen Korb voll Lebensmittel, und bat Leopoldinen sowohl als Walthern, sich nicht außerhalb ihren Gränzen sehen zu lassen; und da der Kammerherr eine Menge Menschen, wahrscheinlich zum Spioni-

ren, mitgebracht hätte: so wäre das Wasserhaus nicht sicher, als nur mit der größten Vorsicht. Der Gärtner ging, und Leopoldine warf einen ängstlichen Blick auf die Mauern, die sie umgaben, auf den schwarzen Kranz der Tannen, auf die Hütte, die nun doch zu ihrem Aufenthalt bestimmt war.

„Wenn Sie nichts dagegen haben," sagte Walther muthig, — „so bleibe ich hier bei Ihnen, da das Wasserhaus ohnehin unsicher ist." Das nahm Leopoldine, an nichts als die Geisterschauer des Orts denkend, mit Freuden an und sie gingen beide in die Hütte — Leopoldine hüpfend wie ein junges Lamm, Walther ein wenig über seine Lage nachsinnend.

Aber ein Spaziergang durch die schöne Einsiedelei gab ihm seinen Muth wieder. Welch' ein Mensch bin ich, daß ich mich fürchte, vier und zwanzig Stunden bei einem Mädchen allein zu bleiben? Pfui, Walther! Pfui! das theure Mädchen

trauet Dir, und Du selbst willst Dir nicht trauen? O Pfui!"

Der Mensch fürchtet und hoffet immer zu viel. Auch Walther. Er ging mit dem Schritte eines französischen Tragödienhelden zu der Hütte zurück, wo Leopoldine eben die Anstalten traf, für Walthern am andern Ende der Hütte ein Lager zu bereiten.

„Nachbarn erst," sagte sie freundlich, und reichte ihm voll Vertrauen die Hand, — „und nun noch mehr, als Nachbarn!" Der Gedanke, daß er ihr zu gefallen bei ihr blieb, hatte ihr Vertrauen zu ihm erhöht. Er hatte sie nie so heiter gesehen. „Und Sie sollen nichts bei unserer kleinen Haushaltung verlieren!" sagte sie, mit dem schönen Auge ihm zuwinkend. — „Wir wollen die vier und zwanzig Stunden denken, als wären wir auf eine wüste Insel verschlagen."

Das alles sagte sie in der arglosesten Unschuld, die Vorstellung machte ihr sogar Vergnügen. Auch Walthers Brust öffnete sich dieser schönen Phantasie; aber

mit ihr floß auch eine Flamme in seine Brust, die in seinen Augen und auf seinen Wangen wiederstrahlte.

Er setzte sich im Zimmer nieder; und die wüste Insel, zu einem wundersüßen Familiengemälde ausgebildet, stand vor seiner Seele, während Leopoldine in der Küche ein großes Feuer auf dem Heerde angezündet hatte, und das Abendessen, als zu einem großen Feste, zu bereiten anfing.

Dann kam sie, und machte im Zimmer ein Kaminfeuer, deckte den Tisch, und alles mit freundlichen Winken und Hindeutungen auf die wüste Insel, die aber in ihrer Phantasie nichts weiter enthielt, als ihn, und sie selbst, und die Befreiung von der Geisterfurcht.

Ein verführerischer Dämon in seinem Innern bauete so geschäftig an der wüsten Insel, machte daraus einen Tempel der Liebe und des Glücks, daß Walther es für gerathen hielt, die Augen nieder zu schlagen, wenn Leopoldine in's Zimmer kam. Ging sie: so mußte er ihr nachsehen; und ihr hüpfender Gang, die

Bewegung der Füße, des Gewandes, ihr Umsehen nach ihm an der Thür mit der geheimnißvollen Freundlichkeit gab der wüsten Insel immer einen Reiz mehr.

Nun trug sie das Essen auf, und setzte zwei Gläser und eine Flasche Wein aus dem Keller auf und sagte dann freundlich: „was eine wüste Insel geben kann, lieber Trapp!“

Mit einem Seufzer setzte er sich ihr gegenüber, und sie fing an vorzulegen.

„Und nun noch mehr als Nachbarn!“ hauchte ihm immer eine schmeichelnde Stimme in die Seele.

Wer gab dem Mädchen die neuen Reize, die er jetzt wie unbekannte Länder an ihr entdeckte? Welch' ein Auge, und wie würde es seyn, wenn der Blitz der Liebe es beseelte? Wie selig der Mann, der diese schlanke volle Gestalt an seinen Busen drücken darf!“

So musterte er Reiz vor Reiz, heimlich, verstohlen; ihr in's Gesicht wäre nicht gefährlich gewesen. Und sie entsiegelte die Flasche Wein, und wegen ihrer

neuen Lage in der Einsiedelei mit einem jungen Menschen, und zu Ehren der wüsten Insel, viel muthiger, muthwillig sogar schenkte sie sich ihr Glas auch voll Wein, hob es, stieß an sein's und sagte: „Friede und Freundschaft so lange wir die wüste Insel bewohnen!“

Das war nicht hübsch, Leopoldine, ihm, der eben alle Deine Reize berechnete, dazu noch das Bild der wüsten Insel, wie er sie gemahlt hatte, unterzuschieben!

Er stieß mit ihr an, und der erste Blitz der Liebe schlug funkelnd aus seinen Augen hervor.

Nach Tisch wollte er gehen, und wollte nicht. Denn Leopoldine brachte ihr Gespräch auf ihre Furcht vor Geistern zurück. Das leitete ein Gespräch ein über die schönsten, über die ewigen Hoffnungen der Menschen; und da der Mensch am Abend feiner fühlend ist, und wärmer als am Morgen, und vor einem Kaminfeuer, das seine rothe Flamme auf dem Angesicht und den Wänden des Zimmers widerscheinen läßt, wenn es jetzt aufblitzt,

jetzt sinkt, noch mehr: so verstrickte das Gespräch sie beide ganz und gar in sich, und alle äußere Verhältnisse schwiegen immer mehr, und verschwanden zuletzt ganz vor der erhabenen Idee des feurigen Gesprächs.

Das Gespräch, und Leopoldinens sanfte Worte, voll eines ruhigen Glaubens, beruhigten Walthern nicht. Sie erregten vielmehr alle Wellen in seiner erschütterten Seele. „Was anders, Leopoldine," sagte er wehmüthig: — „haben wir für diesen Glauben, als den Glauben selbst? O ich wollte das Leben darum geben, träte jetzt der Geist, zu dessen Andenken dieses einsame Thal geschaffen ist, zu uns, und müßten die Geisterschauer die Quellen meines Lebens auftrocknen! Ach, wenn die Grabsteine das Einzige wären, und die Thränen der Zurückgebliebenen, was von den Sterbenden übrig ist!"

„O gewiß nicht, liebster Herr Trapp, gewiß nicht! Selbst wenn diese Erde ein großes Paradies wäre, in dem aller Menschen Herzen vor seliger Wonne klopften:

so würde ja die Sehnsucht, desto größer seyn, daß das alles ewig wäre. Und diese Sehnsucht, die unsern Herzen ja anerschaffen ist, als die Urquelle des Fühlens, beweißt es ja! O möchten Sie einem unschuldigen Kinde die Erfüllung seiner Freude versprechen, die Freude ihm ausmahlen, alle seine Kräfte mit diesem einzigen Wunsche erfüllen, um es am Ende um Alles zu betrügen? Und nun gar der gütige Herr der Welt! Nein, geben Sie dem Menschen, welchen Zustand Sie wollen: die Liebe verschwindet aus der Welt, wo der Tod herrscht! Nein, o nein! Aber nun, da so viele Herzen ängstlich in Schmerz klopfen, da so viele Augen voll Thränen hängen, so viel — ach! Schlachtfelder auf der Erde liegen, aus denen tausendmal tausend schwere Seufzer gen Himmel steigen; da das Leben von Tausenden nur ein langer Seufzer ist: so — ist ein Leben so ist eine Liebe, so ist ein Gott, und wir sind unsterblich!“

Sie reichte ihm die Hand, und hielt seine gedrückt in ihrer empor, und sagte

lauter, und die rothe Flamme gab dem schönen Gesicht den Glanz Moses, als hätte sie Gott gesehen: „in meiner Brust wohnt das Mitleiden! O ich gäbe gern jedem Menschen, jedem schlagenden Herzen des Wurmes ein ewiges Gefühl des Glücks; und in Gottes großem Herzen, voll allmächtiger Liebe, wohnte das Mitleiden nicht? Er hätte das Leben hervorgerufen, um einen unermeßlichen Todtenacker im stummen entsetzlichen Vorwurf um sich zu sehen? O nein, wir sind unsterblich, Trapp! Wir sind's!“

Sie sprang auf, und trat mit rinnenden Thränen vor das Fortepiano, und sang mit jauchzender Stimme ein Triumphlied. Es war Walthern, der sie nie hatte singen hören, als müßte das so seyn. Dieser neue Reiz einer vollen schönen Stimme, dieses verklärte Angesicht, womit sie sang, that seiner Empfindung nichts hinzu.

Er setzte sich, da sie fertig war, nur ans Instrument, und phantasirte über die Melodie erst unendlich wehmüthig; aber da seine Empfindung nach und nach sich

immer höher hob, wurde sein Spiel ein stolzes Triumphlied, bei dem er sein Auge ruhig glänzend auf Leopoldinens Auge richtete. Sie sah ihn an, unschuldig, begeistert. Sie sagte: „Die Musik ist ja schon eine selige Geisterstimme jenseits des Grabes!“

„O nun, nun,“ sagte sie zuletzt: — „nun fürchte ich nichts mehr! Die Erscheinung eines Geistes ist ein schönes Märchen; aber mein eigner Geist ist mir erschienen, und das ist kein Mä[illegible]n. Gute Nacht, mein lieber Freund!“

Sie ging, und er saß noch am Instrumente, und phantasirte fort, sanft und zärtlich. Dann ging er in sein Schlafzimmer, und schwor so heiter, so ruhig, dem Herrn von Schlagborn alle seine Schwüre zu halten.

Das schöne Bild der wüsten Insel wurde in seinem Träumen zu einem schönern. Er schwebte mit Leopoldinen in den himmlischen Auen eines bessern Lebens, wo der bittersüße Stachel der irrdischen Begierde nicht mehr das Herz ver,

wundet, wo nur die Liebe in des Geistes innersten Tiefen brennt. Des Traums heilige Gestalten mischten sich noch in die wirklichen Bilder des irrdischen Morgens, und er reichte mit überirrdischer Ruhe Leopoldinen die Hand zum Morgengruße, da sie ihm nachkam vor die Hütte in dem schönsten Morgen des Herbstes.

Sie schien geträumt zu haben, wie er; denn auf ihren Wangen hing noch der Wiederschein einer himmlischen Morgenröthe, auf ihren Augen lag noch die irre Trunkenheit des himmlischen Traums, die noch jetzt das wirkliche Leben verkennt. So eng an seiner Seite ging sie, so lächelte sie ihm nahe zu mit dem trunkenen Auge, so vertraut klangen ihre Wore, so entzückt war ihre Freude, bei ihm zu seyn!

In der süßen Vergessenheit des Lebens hatten sie die Hände zum wortlosen aber treuen Bunde in einandergelegt, noch immer im magischen Lichte der seligen Träume; aber die Sonne stieg höher, Menschenstimmen klangen über die Felsen her, die Morgenglocke im Dorf, das Horn des

Viehhirten tönte herüber und rief die beiden Einsiedler in das Leben zurück.

Da rasselte das Gatterthor, und der Doctor trat in das Nachtthal. Leopoldine hüpfte auf ihn zu, und erzählte ihm, daß Trapp im Thale bei ihr geblieben sey. „O Vater!“ setzte sie leiser hinzu: — „Welch ein guter Mensch!“

Der Vater schlug dankbar den Blick gen Himmel, der nun sich seines Wunsches annahm.

Er erzählte in der Kürze, die Begebenheiten des gestrigen Tages; dann ging er wieder mit dem Verspechen, die Gefangenschaft der beiden bald zu endigen. Leopoldine warf einen lächelnden Blick auf Walthern, als wollte sie sagen: „Die Gefangenschaft, wie süß ist sie!“

Die Brüder.

„Den Haß zwischen Brüdern," — mit den Worten trat der Oberkammerherr aus dem Wagen — „kann ein freundliches Wort versöhnen. So denk' ich, Bruder!"

„Mich dünkt, nichts ist schwerer zu versöhnen, als Bruderhaß; aber ich habe Dich nicht gehaßt."

„Auch das! Du hälst meiner Bemerkung die schönste Apologie. Es giebt keinen Haß zwischen Brüdern." Hier breitete er seine Arme so weit als möglich aus, hielt das Gesicht, worüber Thränen rollten, steil dem Bruder entgegen, und umarmte ihn. — „Gott ist mein Zeuge!" rief der Kammerherr laut.

Es machte eine widrige Wirkung auf seinen Bruder. „Ich bitte Dich," sagte er: — „ruf' Niemanden zum Zeugen, der Dich vor Gericht ziehen kann! Es ist ja nun gut! Ich habe Dich nicht gehaßt; aber ich hasse jede Heuchelei, und heuchelte Jemand um eines Throns willen." Er führte ihn in's Haus.

„Und nun Sie,“ — so wendete er sich an den Doctor: — „Edler Freund unsers Hauses, und unsers Namens, unser edler Gönner!“ —

„Wenn das die Adelskammer hörte, Bruder? Kompagnie-Chirurgus!„

„Laß sie es hören, ich frage nichts darnach! Sieh', ich habe eine Umarmung für den Mann.“—

„O was hast Du nicht! O zum Teufel! was umfaßt das kleine Menschenherz nicht! Hölle und Himmel in einander hineingezwängt; Haß und Liebe, Krieg und Frieden! Aber ich meine nicht Dich! Wahrhaftig Dich meine ich nicht!“

„O das sollt' ich denken, liebster Bruder!“

„Denn — denn — Ach das ist der Schmerz des Lebens, das ist der Furien giftiger Stachel, daß in dem Paradiese die Flüsse der Hölle fließen, daß um den Baum des Lebens die verführende Schlange sich herwindet! O Dich mein' ich nicht! Mit einer Welt voll Menschen wie Du, hätte ich wohl auskommen wollen!“ —

„Gottlob, daß Du mir endlich Gerechtigkeit wiederfahren läßt!“

„Aber daß die Tugend selbst von Dir die Larven borgt, das ist's was mich verdrießt, Bruder! daß der Teufel mitten im heiligsten Gebete hineinflucht, daß an dem schönsten Busen der giftige Krebs nagt. Das ist's ja! Das ist's! Du hast an meinem Gram keinen Theil! Das nicht!“

„Seht Ihr! Sehen Sie, theuerster Herr Doctor, daß er den Bruder erkennt! Welchem Teufel gelangs denn, den Saamen der Feindschaft zwischen unsre Herzen auszusäen?“

„Dem gemeinsten der Teufel, dem Eigennutz, der jämmerlichsten Heuchelei, die bei dem Lampenputzer des Welttheaters erst in die Lehre gehen sollte. Ach, Dich habe ich nie verkannt!“

„Nicht, Herzensbruder? nun so habe ich Dich verkannt! Ich will es frei gestehen, wie es einem Mann von Ehre geziemt. Ich habe geglaubt, Du wolltest Dein Vermögen Deinen Erben, die Gott dazu eingesetzt, entziehen. Aber laß mich

ein Wort zu meiner Entschuldigung hinzusetzen, Bruder, Herzensbruder, mit dem ich unter Einem Herzen gelegen habe! Ein Mann, ein Ehrenmann steckte mir" —

„Steckte Dir? der Ehrenmann!"

„Steckte mir im höchsten Vertrauen, daß Du eine Fremde adoptiren wolltest." —

Leopoldinen! Eine Fremde, sagst Du? O so ist mein Geist mir fremd, mein innerster Gedanke!"

„Das sagt' ich, Bruder! Eine Fremde, sagt' ich. Die Tochter des ehrlichsten Mannes, den je der Erdboden getragen!" —

„Compagnie-Chirurgus!"

„Die Tochter des Freundes meines geliebten Oheims, der noch auf dem Sterbebette sich von seinem Freunde das Versprechen ablegen ließ, das Versprechen — —"

„O mein Theurer, edler Oheim, aus Deiner Schwäche machen sie eins ihrer Verbrechen! O! o!"

„Adoptiren! Bruder, ich sagte: Nein! Das ist nicht. Ich kenne den edlen Vater des Mädchens. Nimmermehr werden sie zugeben —"

„Sag Du dem Ehrenmann, der Dir das steckte, ich hielte ihn für einen ganz gemeinen Spitzbuben."

„Und nun wolltest Du das Mädchen einem Betrüger geben, der vorgiebt, er habe in der Nobelgarde gedient!"

„Er dient auch darin, Bruder!"

„In der nobelsten Garde, Herr Oberkammerherr, die auf Erden ist," rief der Doctor hier, — „in des barmherzigen Gottes-Nobelgarde."

Hier stutzte der Oberkammerherr. „Ich will nicht hoffen, liebster Doctor," fuhr er dann fort: — „daß das Ihre Meinung ist?"

„Meines Herzens Meinung," rief der Doctor: — „die ich mit diesem Degen in der zitternden Hand vertheidigen

will. Dieser Trapp dient in Gottes Nobelgarde. Sein Herz ist sein Ehrenkreuz."

„Das mein' ich nicht, liebster Doctor und Gönner!"

„Compagnie-Chirurgus! Bruder! Compagnie-Chirurgus!"

„Auch ein Nobelgardist, Bruder, das weiß ich, wie Gott! Aber eben darum wird er nicht zugeben, daß seine Tochter ein Vermögen nimmt, was mir gehört, meinem Sohn, wenn Gott einmal über Dich und mich verhängt."

„Nimmermehr!" rief der Doctor, und hob die Hand, als wollte er einen Eid ablegen, empor.

„Sieh Bruder, da steht ein Mann, und verschwört den Reichthum; könntest Du Deine Hand so emporstrecken?"

„Schwöre, Bruder, wenn Du ein Bruder bist, und ein Mann wie er!"

Mit einem Gesichte, auf dem Schmerz mit Spott rang, hob Schlagborn die Hand zum Schwur empor, und rief dann: „O hätte ich nichts beschlossen: so beschlös-

se ich jetzt! Bruder, der Ehrenmann hat Dir halb und halb die Wahrheit gesteckt; halb und halb, sage ich. Ich will sie Dir ganz sagen. Sieh dort den Nobelgardisten Gottes, der da die Hand zum Himmel empor streckte, ehre ich so kindlich, so herzlich, daß ich seine Wünsche erfüllen würde, und läge er längst im Grabe. Und nun kein Wort mehr davon!"

„Wo ist denn die liebe Leopoldine?"

„Zu Hause gereist, Bruder, und der Nobelgardist, Trapp, ist auch nicht da."

Dem Kamerherrn war das alles noch gar nichts. Er wollte seinen Bruder zu einer Feierlichkeit vorbereiten, „denn," sagte er — „in einer Feierlichkeit versprechen diese Geisterseher alles, mehr als sie halten können, und halten auch das Unmögliche." Darin setzte er den Unterschied zwischen Klugen und Einfältigen.

Er versparte also den großen Act der Versöhnung bis auf einen bessern Augenblick, da sein Bruder weicher seyn würde, als jetzt, da er sein Geheimniß entdeckt sah.

Er hatte also nach Tisch, wo er seinem Bruder zugetrunken hatte — denn, dachte er, der Wein macht großmüthig, obgleich er, der Spitzbube diese Wirkung nie gefühlt hatte, — er hatte also nach Tisch Thränen in den Augen, und er magnetisirte seinen Bruder mit Erzählungen aus ihrer Kindheit, die sie hier verlebt hatten, um ebenfalls Thränen in sein Auge zu locken, und in sein Herz die alte Kinderliebe.

Aber statt dessen sagte der Bruder: „Du machst es wie Euripides, der immer, um der Thränen gewiß zu seyn, ein Kind bei der Hand hatte, oder unter dem Schleier der Mutter." Aber der Oberkammerherr kehrte sich nicht daran. Er plauderte fort von den Kinderjahren, wie sie beide auf den Knieen des Majors gesessen, ehe er in's Feld gegangen war; wie sie beide im Garten gespielt, wie ihm sein Bruder all sein Spielzeug geschenkt hatte, ohne je etwas dafür wieder zu verlangen. „Du warest immer großmüthig, Bruder!" und endlich sah er an den Au-

gen des Bruders, daß es Zeit war, sein Schauspiel anzufangen. Er hatte wirklich seines Bruders Herz ergriffen: denn der war in seine Kinderjahre zurückgekehrt. Der schöne Traum seiner Jugend stand vor seiner Seele, selbst die Liebe gegen den Bruder, mit dem, an dessen Seite er seine Thaten zu thun gehofft hatte.

Er wurde still und stiller. Da führte ihn der Oberkammerherr in das Zimmer, wo seine Mutter sie beide geboren hatte, und worin sie gestorben war; ach, die edle Frau liebte den guten Major, ihren Schwager, wie der Doctor ihn liebte! Eine alte Frau saß am Fenster und arbeitete.

„Sieh Bruder," rief der Oberkammerherr pathetisch, und die Thränen rollten stromweise — „hier starb die Frau, die uns —"

Aber der Minister riß sich aus seinen Armen, und rief heftig dagegen: „Da sitzt die Frau, die Dich mit ihrer Brust ernährt hat, die Du Mensch hättest verhungern lassen, wenn ich nicht lebte!" Der

Kammerherr stockte, und stockte noch mehr, da ein Dompfaff im Bauer ganz übermäßig an zu pfeifen fing. „Du wirst ausgepfiffen, Bruder, sagte der Minister sanfter, ehe Du den Vorhang vor Deinem Trauerspiele wegziehst.“

Der Kammerherr wollte mit einem Streiche alles gutmachen. Er legte seiner Amme einen Gulden auf den Nähtisch. Da riß des Ministers Geduld. Er warf den Gulden ihm vor die Füße. „Wie?“ rief er: — „Wie? für die Nahrung ihrer Brust eines ganzen Jahres einen Gulden? O Himmel! Himmel!“

„Ich lege noch einen zu, Bruder!“

„Für die Liebe eines Jahres, für die Jahre-lange Sorge einer Mutter-Liebe — Alte, sprich, hast Du ihn lieb gehabt?“

„O lieb hatte ich — ihn“ — sagte die Alte schluchzend — „wie, wenn ich es sagen darf, wie mein eignes Kind. Ich habe den gnädigen Herrn groß gezogen, bin um seinetwillen ein ganzes halbes Jahr in kein Bett gekommen, als —“

Ueberzwerg sah Schlagborn den Kammerherrn an, mit dem Ausdrucke einer unendlichen Verachtung; dann verließ er rasch das Zimmer.

„Alte Hexe!„ rief der Kammerherr seiner Amme zu, und ging seinem Bruder nach. Nach zehn Minuten fuhr der Wagen mit dem Minister vom Hofe.

„Was ist denn vorgefallen?" fragte der Doctor.

„Gott mag es wissen, liebster Freund! Gott weiß es! Ich war ja mit ihm im besten Gange von der Welt. Aber sey es was es sey: Sie sind mein Zeuge, daß er mir und meinem Sohn die Güter zugesichert hat. Sie haben die Thränen der Versöhnung in meinen Augen gesehen. Sie sehen jetzt meine Blässe, mein Zittern. Und wenn er Ihre Tochter zur Erbin einsetzt, so — —"

„Hier haben Sie meine Hand, Ihr Gnaden, das soll er nicht! Er soll mir's in meiner Sterbestunde angeloben."

Hier fiel der Kammerherr, nachdem er rings um sich gesehen hatte, ob er auch

ohne Zeugen war, dem Doctor um den Hals, und schwor, und schluchzte, und schwor wieder, daß er Leopoldinens Aussteuer übernehmen wollte.

Fast hätte sich hier der Compagnie-Chirurgus auch aus seinen Armen gerissen.

Er erkundigte sich nun noch einmal nach Leopoldinen und Trapp; und der Doctor blieb dabei, sie wären nicht da. Der Kammerherr fragte nun, wohin sein Bruder gefahren war, und auf wie lange. Ein Bedienter hatte Wäsche auf vierzehn Tage mitgeben müssen. An eine Versöhnung war nicht weiter zu denken. Aber er ließ sich von dem Doctor noch wohl zehnmal die Versicherung wiederholen, daß seine Enkelin nicht erben sollte.

Der Doctor gab die Versicherung, so oft er sie foderte, und setzte dem Oberkammerherrn die Gewißheit, daß er oder sein Sohn erben müßte, so hell, so versichernd auseinander, daß der Geizhals sich endlich beruhigte.

„Da ich denn also präsumtiver Erbe bin, liebster Herr Doctor: so werden Sie es nicht unbedenklich finden, wenn ich mich ein wenig nach dem Zustande der Güter erkundige."

Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf; „aber," sagte er doch zuletzt, „so viel Sie wollen, Ihr Gnaden!"

Der Kammerherr setzte sich den andern Morgen, nach des Doctors Besuche bei Leopoldinen, mit dem Doctor in den Wagen, und sie durchfuhren die Felder, die Waldungen. Er durchsuchte den Viehstand, und der Doctor sah aus seinen Bemerkungen, daß der Kammerherr das Gut nicht aus den Augen gelassen hatte. Diese Untersuchung dauerte vier ganzer Tage. Und der Geizhals wußte nicht, warum der Doctor so seelenvergnügt neben ihm im Wagen saß, und gar nicht eilte, die Untersuchung zu Ende zu bringen, wie er wohl gedacht hatte.

Der Doctor dachte an seine beiden Einsiedler, die nun vier ganzer Tage ganz einsam mit einander zu leben gezwungen wa-

ren, ohne daß sie das geringste dabei zu thun hatten. „Es ist Gottes Finger!" sagte er, so oft er allein war. — „Die Ehen werden im Himmel geschlossen."

Die Einsamkeit.

Aber der gute Alte hatte sich verrechnet; denn seiner Rechnung stand ein Schwur entgegen, den Walther zu halten fest entschlossen war, troß dem Paradiese, worin er mit einem Mädchen geschlossen war, das an Schönheit und Unschuld es mit der Mutter der Menschen im ersten Paradiese hätte aufnehmen können.

Mit dem Nachklingen seines Traums hielt sich Walther den ganzen Vormittag recht gut, recht heldenmäßig. Er machte nicht eine Bewegung, die er hätte bereuen, er hatte nicht einen Gedanken, vor dem er hätte erröthen müssen. Aber da Leopoldine mit einem Blicke auf die Sonne, sagte: „Nun muß ich An-

stalt zu unsrer Haushaltung machen," da sie aufgeschürzt, mit muthwilligen Blicken auf ihn, durch das Haus hüpfte, und mit geheimnißvollen Bewegungen Anstalten wie zu einem Feste machte, da er Holz mit ihr trug, Wasser mit ihr aus dem hellen Felsen-Quell schöpfte: da trat die Erde wieder hervor, noch im paradiesischen Lichte, das Leben mit allen seinen zarten Freuden der Liebe, der Häuslichkeit, und des schönsten Bundes auf Erden, des Bundes zur Familie.

Die stille Begeisterung verließ seine Brust, und machte einer herzverwirrenden Platz, in der alle seine Pulse pochten. Der Muthwillen gab der Freude ihre bunten Kränze. Sie lächelte, er lachte, er neckte sie, das Mädchen wurde nun heiterer, und so setzten sie sich nieder zum festlichen Mahl.

Er stieß mit ihr an, sie benetzte nur die Lippen, aber oft. Er trank Gesundheiten, ihres Großvaters, ihrer Mutter dann auf das Wohl der wüsten Insel. Er mahlte das Leben des glücklichen

Paars auf der Insel aus, mit schüchternen Zügen, mit bescheidenem Pinsel; aber, wie er schwieg, mußte Leopoldine doch erröthen, nicht mit der Farbe der Schaam; denn es war Walther; aber mit der Farbe eines frohen Lebensgefühls, das zum erstenmal gewaltig den unschuldigen Busen erhob.

Sie sah ihn ja mit den frohen Blicken so zutraulich an als sollte er weiter mahlen an dem reizenden Bilde der wüsten Insel; und da er nur mit den funkelnden Augen fortredete, fuhr sie fort, und mahlte nur den heutigen Tag, den sie kannte; sie ahnte keinen glücklichern, als eben den heutigen.

Sie mahlte den Tag, wie sie ihn erlebt hatte, wie sie ihn erleben wollte.

Sie setzte sich nach Tisch in die Herbstsonne mit ihm, und gab ihm ein Buch, ihr vorzulesen. Er las; aber er saß dicht an ihrer Seite auf der engen Gartenbank. Seine bewegte Stimme, sein bewegtes Herz, stahl sich in jedes Wort, und das Unschuldigste wurde eine leise Andeutung,

wurde ein dreister Pinselzug an dem Gemählde der Insel.

„O das steht nicht da!" sagte sie mit noch bewegterm Herzen, und nun las sie, und der helle, klingende Nachtigallenton dieser aus dem Herzen kommenden Stimme überhing alles mit den Blumen der Dichtkunst, und der schönsten aller Erdenempfindungen. „O," sagte sie, und wendete die funkelnden Taubenaugen auf ihn — „ich weiß nicht, wie das alles da stehen kann! Gestern las ich's, und es stand nicht da."

Sie legte leise das Buch neben sich; denn der Busen füllte sich mit einer Sehnsucht, sie wußte nicht, wonach. Das Buch aber war's, das ihr Herz mit Sehnsucht füllte.

Sie stand auf, und ohne ihn mit einem Blicke zu verständigen, ging sie in die dunkelste Gegend des Thales, und sie fühlte eine geheime Furcht vor dem Abend, und vor den drei schönen Tagen, die ihrer noch warteten.

Wir können nicht sagen, wie es zuging, daß, nachdem Walther Leopoldinen durch das lichte Gebüsch hinten im Thal nachdenkend gehen sah, mit unter dem Busen verkreuzten Armen, das schöne Gesicht in die Wolken, oder noch höher in den Himmel gerichtet, daß da der alte Traum der vorigen Nacht, und die reine, ruhige Empfindung des Morgens wieder in seiner Seele erschien, und den Orkan der Freude in seinem Busen stillte. Die Ruhe trug jetzt sein Herz auf festen Händen. Er schlug nicht mehr die verlangenden Arme um das Leben; sondern ein sanfterer Genius schloß die goldenen Zephyrflügel beruhigend um sein Herz. Das Bild eines tugendhaften Menschen stand nie in so großen Zügen vor seiner Seele, als eben jetzt.

Es giebt eine poetische Begeisterung, vor der selbst kein Spitzbube sicher ist. Jeder Jüngling hat einmal gewiß Maxen den Tod unter den Hufen der Pferde beneidet; und ein Mädchen, das im ruhigen Zustande um keinen Preis ihrem Gelieb-

ten zu Liebe die Nadel im Halstuche einen Zoll höher stecken würde, hat ihren Augenblick gewiß, wo sie wünschen könnte, für den Geliebten zu sterben. Selbst der Oberkammerherr hatte sich mit seinen langen Reden und Thränen in eine gewisse Liebe, gegen seinen Bruder, den er haßte, hinein poetisirt. Es ist nichts weiter, als ein Beweis für das Daseyn Gottes. Spitzbuben machen einen Beweis für ihre eigene Tugend daraus.

Walthers Begeisterung war keine poetische. Sie stieg aus den Tiefen seiner eigenen Seele auf. Sie war wie der blaue Himmel, den der aufsteigende, stinkende Nebel der Erde wohl verhüllt, aber nicht zerstört. Er stand da an einer Eiche gelehnt, und sah das Mädchen hinter dem Gebüsch erscheinen und verschwinden, und er sagte zu sich selbst in dunkler Ahnung seiner Kraft: „Sorge nicht, theure Seele, die ich nun liebe! Meine Liebe soll Dein Herz nicht verwunden. Wenn ich allein bin, will ich um Dich trauren, die mir ein hartes Geschick versagte. Verstum-

men soll in Deiner Gegenwart meine Liebe, und jeder Seufzer. Treu will ich seyn der Pflicht und Dir!“

Nach einer Stunde kam Leopoldine zurück. Sie war mit ihrem Herzen gar nicht fertig geworden. Sie wußte nicht, was die gewaltige Sehnsucht in den Tiefen ihrer Seele so erregt hatte. Sie fand ihn noch in dem Buche lesen. Er sah auf, da sie vorüber ging, und sah sie mit einem ruhigen Blicke voll freundlichen Zutrauens an.

Sie ging an das Instrument, um dem beklemmten Herzen in der Musik Luft zu machen. „Ich bemerke, liebe Leopoldine,“ sagte er lächelnd — „daß Sie zuweilen falsch greifen.“

„Ich höre es wohl; aber ich weiß nicht, wie ich besser greifen soll.“ Sie dachte dabei an das Räthsel in ihrer Brust jetzt, das sie nicht besser verstand. Da hatte er das Mittel, die Zeit unschuldig hin zu bringen. Er unterrichtete sie im Generalbaß. Aber er unterrichtete sie nicht, wie Hasse ehedem Sophien.

Der Abend war da im Umsehen, und Leopoldine griff noch immer Accorde. Den Tisch über setzte Walther das Gespräch fort. Sie schieden friedlich und ruhig aus einander.

Leopoldine hatte ihm das Phantasiren auf dem Instrumente beneidet, und er versprach ihr, sie diese Kunst in den drei Tagen zu lehren. Leopoldine hatte nie in ihrem Leben eine so heftige Neigung gefühlt, ihre Empfindungen mit Tönen auszudrücken, als gerade heute; und so fand sie Walther am andern Morgen am Instrumente.

Er hob seinen Unterricht sogleich an. Er schrieb ihr eine Melodie auf, die sie vollstimmig machen mußte. Sie begriff es, sie schrieb, sie schrieb mit Glück. Dann mußte sie das kleine Lied variiren, dann vergrößern. Sie arbeitete mit Lust und Eifer, und die alte Ruhe kehrte in ihren Busen zurück. Ihr Geist war ernsthaft beschäftigt.

Aber der arme Walther hatte alle Opfer zu bringen, die schwersten des Lebens.

Er sah sie schreiben. Da saß sie, die Feder in der Hand, das Auge mit dem Feuer des Nachsinnens an die Decke gehoben, auf den Lippen für den gütigen Lehrer ein Zauberlächeln, wenn sie ihn ansah.

Dann saß er neben ihr, die Arbeit zu durchsehen. Sie mußte sich zu ihm wenden, an ihn lehnen, um mit in das Papier sehen zu können. Dann saß sie am Klavier, spielte, und er stand hinter ihr; und war ihr ein Gang gelungen: so wendete sie das blühende Gesicht mit der Freundlichkeil des Dankes und der Freude zu ihm um; und stockte sie: so wurde sie noch freundlicher, damit er die Geduld nicht verlöre. Und nun sah er, wie rasch ihr Geist faßte, wie er die Ideen verband, wie er dem Unterrichte vorsprang, ahnte, voraus sah und selbst erfand.

Der ganze Reichthum ihres Geistes, ihres Herzens und ihrer Sinne entfaltete

sich bei diesem Unterrichte. Er hätte seine Schülerin lieben müssen, wenn er nicht das Mädchen schon längst geliebt hätte. Schmerzvoll und opfervoll liefen diese drei Tage für ihn hin, aus denen er einen Himmel für sich hätte schaffen können.

Eine Stunde früher, ehe der Doctor kam, um sie aus dem Gefängnisse abzuholen, erklärte er Leopoldinen, daß sie nun von der Theorie der Musik eben so viel wisse, als er selbst.

„Und wie," sagte sie, und ihr Blick drang in seine Seele ein, und auf den lächelnden Lippen lag ihr Herz, ihre Liebe zum Geschenk: — „und wie soll ich nun dankbar seyn, mein theurer, guter Lehrer?" Und auf ihrem Gesicht lag eine dreifache Verklärung der Dankbarkeit, der Unschuld und der Liebe. Da lächelte er und zitterte zugleich, und er erhob das Auge voll Sehnsucht, und schlug es wieder tugendhaft nieder. Und sie schlug das Auge mit seinem nieder, und in ihrer Brust quoll ein schönes Gefühl auf. Aber

sie wiederholte ihre Frage dennoch noch ein Mal, obgleich eine Ahnung ihre Brust beklemmte, er könnte sagen: gieb mir Deine Liebe! — „Wie soll ich nun dankbar seyn!“ sagte sie zitternd. Da sagte er endlich zitternd: — „o möchte Ihr Herz, Leopoldine ewig so glücklich seyn als meins jetzt, und noch seliger!“

Da rannen ihre Zähren aus den niedergeschlagenen Augen. Sein Wunsch war erfüllt. Ihr Herz war selig wie seins. Ohne Verlegenheit, vertrauensvoll wendete sie sich von ihm ab, und verließ die Hütte. Er kam nicht nach. Sie ging allein gegen die eiserne Thür, die ihr Vater nun sogleich öffnen mußte. Er öffnete sie. „Nun Leopoldine, hier bin ich. Du bist frei.“ Sie legte das glühende Gesicht an des Vaters Busen, und erhob den in himmlischer Wonne irren trunkenen Blick nur ein Mal zu ihm empor. Dann ging sie, ihn führend, durch die Thür, und sagte leise, da er nach Walthern fragte: — „er wird schon kommen!“

Walther hörte den leisen Ton ihres Gehens. Er blieb auf einer Stelle stehen; und da er die eiserne Thür hatte öffnen und verschließen hören: da sagte er, die Arme ihr nachbreitend: „Lebe wohl, Geliebte! Ich habe ja doch das Glück gefunden! Ich bin ja selig, ob wir gleich auf ewig getrennt sind. Lebe wohl!“

Er ging, bis die Sonne hinter die Felsen sank, langsam auf und nieder in den himmlischen Erinnerungen; ach ohne alle Hoffnung, und dennoch so glücklich! Dann ging er zurück ins Zimmer, und phantasirte über ein Thema, das sie gemacht hatte. Er lehnte sich zurück, an die Lehne des Sessels, und mechanisch griffen seine Finger nur noch einzelne lang klingende Töne; und als er halb schlummernd, halb träumend in einer bessern Welt die Augen öffnete, hing der Mond rechts am Himmel, und links loderte das rothe Feuer des Kamins, und erweckte ihn ganz.

Er zündete das Feuer wieder ganz auf, froh und frei, als wären Flügel an sei-

nen Schultern, und lange wußte er kaum was er that. Er aß von dem Gebackenen, das Leopoldine gemacht hatte, er trank den Wein, der noch vom Mittag übrig war. Er trat an Leopoldinens Lager, und betrachtete es mit Freude; aber er berührte es nicht. Er drückte nur einen hauchenden Kuß auf die Stelle, wo ihr Haupt geruht hatte. Auch das bereuete er.

Er ging noch hinaus in die mondhelle Nacht, bis der Mond tief auf den Felsen hing. Dann warf er sich auf sein Lager, und zuletzt von den schönsten Gestalten des Himmels umflossen, von harmonischen Tönen, von Leopoldinens Stimme und Worten und Lächeln umgaukelt, sank er in die Arme des Schlafs. Noch ein Mal lächelte sein Mund, noch ein Mal bewegte seine Stimme ein paar Töne von Leopoldinens Liede, noch ein Mal regten sich seine Arme zu einer Umarmung: da verstummten seine Sinne in Schlummer und in himmlischer Wonne; denn er

sank in die Arme eines Traums, der Leopoldinens Gestalt trug.

Walther Desertirt.

Herr Trapp verließ seine wüste Insel am andern Morgen mit einem wahren Heldengange. „Und hätte ich wie Ritter Siegfried," sagte er, — „den Lindwurm erlegt: es wäre nicht so viel, als ich in diesen drei himmlischen bittern Tagen gethan habe! Das Uebrige ist ein Spiel für einen Anfänger!" und so schritt er aufs Haus zu, wo Leopoldine lebte.

Aber der Lindwurm war nicht todt, sondern er fing sich nun erst recht an zu regen; denn schon an den Stufen vor dem Hause kam ihm Leopoldine entgegen; und wie ganz anders kam sie ihm entgegen!

Ihr frohes Auge bot ihm einen Himmel, die Glut auf ihren Wangen noch einen weit schönern; das Wort, womit sie

ihn begrüßte, einen dritten, die Arme, die wie zu einer Umarmung sich ausbreiteten, den schönsten; denn er hätte nur hinein fallen dürfen, fühlte er, und kalt mußte er vor diesen offnen Himmelspforten stehen.

Und nun lief sie gar fort; aber kaum war er oben, um auf sein Zimmer zu gehen, so erschien ihm Leopoldine unter der schönsten Gestalt, die seine wüste Insel gehabt hatte, mit dem kleinen Walther, den Rausch den Abend vorher endlich geschickt hatte. Sie hielt das Kind eng an ihren Busen gedrückt, beide Arme mütterlich um ihn her geschlungen, bald mit holdem Entzücken auf den Knaben, bald auf Walthern sehend.

„Kennen Sie das Kind nicht, lieber Trapp? Es ist ja Ihr Walther, das Kind, das Sie gerettet haben! Sieh, mein theures Kind, das ist Dein Vater, lieber Walther! Und mich, lieber Trapp, nennt er schon Mutter. Das hat er seit gestern schon gelernt. Er redet schon, er geht ganz fertig. Aber was

ist Ihnen? Nehmen Sie ihn an Ihr Herz, Trapp!"

Sie wollte ihm das Kind hinreichen, Walther wollte es nehmen; aber der Knabe drückte sich inniger mit Walthers Hand, die ihn umfaßt hatte, an Leopoldinens Busen.

Der arme Ritter Siegfried! Wie voll Leben regte sich der Lindwurm in seinem Her en! Aber sie, besorgt, daß er des Kindes Scheu übel empfinden möchte, wollte ihn an Walthers Busen legen. Das Kind drängte sich an das Mädchen; und so stand sie mit dem Kinde fast in seinen Armen, an seinem Busen.

„O," rief eine Baßstimme hinter ihnen, die dem alten Prediger zugehörte, der das liebliche Gemälde seit ein paar Minuten angesehen hatte: Andromache! Ich möchte hier die ganze Stelle des Dichters hersagen."

„Lächelnd schaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter," so hob der alte Prediger kräftig an: „und die Mutter drückte das Kind an ihren duftenden

Busen, lächenld mit Thränen im Blick." — „So gemahnte mich's, Herr Trapp, da ich Sie so sah, das junge holde Paar, Vater und Mutter, und das Kind der Liebe in der Aeltern Umarmung! Nicht wahr, Poldinchen?"

Der Alte mit seinen paar treuherzigen Worten entwickelte eine ganze Welt voll neuer Vorstellungen und Empfindungen in Leopoldinens Seele; aber sie zog sich nicht zurück, sie schlug nur den sehnenden Blick auf den Knaben nieder, und drückte ihn desto zärtlicher an ihren duftenden Busen.

Walther erzählte in der Verwirrung dem Prediger, wie er zu dem Knaben gekommen war.

„Recht wohl, recht wohl!" sagte der Alte sich entschuldigend: — „ich weiß ja recht gut, daß Leopoldine Ihre Frau nicht ist; aber ein Mann von Eis hätte Sie für Mann und Frau halten müssen, in dieser lieblich zärtlichen Stellung, bei diesen Blicken voll Liebe!"

„Und der Kleine,“ sagte Leopoldine so unschuldig, auch, um das Gespräch abzuwenden: — „nennt mich schon Mutter!“

„Eine schöne Vorbedeutung, liebes Kind! nicht wahr, lieber Herr Trapp? Vater, Mutter, und hier der Prediger dazu!“

Armer Walther! Armer Siegfried! Seht, wie er da steht, der prahlte: „Alles Uebrige sey nur ein Spiel für einen Anfänger in der Tugend!“ mit den brennenden Augen, mit dem süß beklemmten Herzen, mit dem unüberwindlichen Verlangen im Busen! Er hat nicht ein Mal die Kraft zum Zorn.

Wie viel erhabener steht die unschuldige Leopoldine gegen ihn, nur die Wange in die jungfräuliche Glut getaucht, aber ohne den Worten des Predigers eine Deutung zu geben. Sie fragte nur in der Verwirrung: „aus welchem Dichter die Verse wären.“

„Aus dem Homer!" rief Walther, und er ging demüthig davon, um den Dichter zu holen.

Er warf sich voll Unmuth, und voll Wonne in einen Stuhl, legte die Hand über die Augen, als wollte er sie, gegen das magische, liebliche Bild der Mutter mit seinem Sohn auf den Armen beschützen. O armer Walther, das Bild steht unauslöschlich in Deiner Seele! Fliehe, wohin Du willst, Du nimmst die ewige Wunde und den brennenden Pfeil mit Dir!

Aber wenn das Leiden in der unschuldigen Brust zu schwer wird: so erhebt sich der Mensch gegen das Leiden nicht, aber gegen das Schicksal. Das Herz zieht sich verzweifelnd und ergrimmt zur Wehre zusammen. Diese Stärke scheint dem Unglücklichen allmächtig. Er hat das Glück, das Leben aufgegeben. Er ist ein Held!

So wars mit Walthern. „Und müßte ich fliehen an das Ende der Erde, in das Grab: so halte ich mein Wort! Hetzt mir der Teufel des Kammerherrn

Besuch, und den Homer auf den Leib, um mich zu einen Schurken zu machen? Aber ich will hindurch, hindurch will ich, und stünden tausend Himmel, und alle Engel lockend auf meinem Wege!"

Zum Glück rief ihn der Verwalter hinab, etwas im Felde zu besehen. Er schwang sich aufs Pferd, und ein tüchtiger Gallop, und der kalte Herbststurm, der eben entstanden war, gaben seiner Stärke einen neuen Zuwachs. Er stieg entschlossen und schon als Sieger vom Pferde.

Er ging mit dem Entschlusse zu Leopoldinen, das Kind ihr abzufodern; aber da er den kleinen Walther auf ihrem Schooße sitzen sah, im frohen kindischen Spiel, hatte er nicht ein Mal das Herz, ihn zu fodern.

Sie kam ihm mit der Bitte freundlich entgegen, ihr das Kind zur Verpflegung zu lassen. „Ich will wie eine Mutter dafür sorgen!" Schon wieder das Wort Mutter, das ihn stumm machte.

„Wenn Sie es wünschen, Leopoldine," sagte er abgebrochen.

„Ich weiß wohl," fuhr sie fort, — „wie sehr Sie das Kind lieben. Sie sind sein Vater; aber geben Sie auch dem Kinde eine Mutter, damit es nichts entbehrt, was dem Menschen theuer ist. Nicht wahr, lieber Herr Trapp?"

Er sagte leise „ja," und ging. — „Das Band zwischen uns," rief er, da er allein war, — „kann doch der Satan selbst nicht zerreißen. Die Mutter meines Sohns! O guter Gott, ist das nicht der Seligkeit genug?" Er warf sich an seine Arbeit.

Nach ein paar Tagen kam Schlagborn zurück. Er erkundigte sich nach seinem Bruder, ob er Leopoldinen nicht gesehen hätte. „Nein," antwortete Leopoldine. — „Ich und der Herr Trapp waren die fünf Tage im Nachtthal zusammen."

„Im Nachtthal zusammen?" Er warf einen Blick auf Walthern. Dann

fragte er: — „Wie brachtet Ihr denn die Zeit hin?“

„Wie? o so schön und nützlich dazu! Herr Trapp unterrichtete mich im Generalbaß. Ich habe recht viel im Nachtthal gelernt, Herr von Schlagborn, recht sehr viel!“

„Das könnte seyn, mein liebes Kind!“ Er brach unruhig ab. Nach Tisch kam er zu Walthern. — „Nun Trapp?“ fragte er, einen starren Blick auf ihn werfend: — „Sie blieben bei Leopoldinen im Nachtthal?“

„Weil ich mußte.“ Er erzählte ihm, wie sein Bleiben gekommen war.

„Und nun? was machten Sie dort?“

„Ich habe Ihnen Wort gehalten, Herr von Schlagborn,“ sagte Walther, freimüthig auf ihn zutretend.

Schlagborn reichte ihm die Hand. Er sagte ihm ruhig, daß er in diesen Tagen seiner Abwesenheit den Grafen Schlagborn gesprochen habe. „Er ist ein edler Mann, Trapp, mit dem unsere Leopoldine — unsere Leopol-

dine — denn an Ihren Blicken seh' ich, daß Sie Theil an dem Mädchen nehmen — mit dem unsere Leopoldine glücklich seyn wird."

„Sie haben mein Wort. Ich habe nichts zu sagen."

„Sie sollten etwas sagen, Trapp! Etwas sehr großes, daß in dieser Verbindung Dammhof glücklich bleiben muß."

Walther sah ihn mit offnen Augen an: „das soll es! und Gott gebe es!"

„Mein Entschluß steht fester als je, Trapp! Ich habe meinen Bruder gesprochen. Ich traue Ihnen, obgleich Sie mit dem Mädchen so lange allein gewesen sind."

„Wie ich auch gegen Leopoldinen fühlen könnte, o das, das weiß ich gewiß, daß mein Glück nie dem Glücke so vieler Menschen im Wege stehen darf. Ich wiederhole hier mein Versprechen, und jetzt, jetzt hat es einigen Werth; das erste Mal nicht."

„Und ich traue dem Jünglinge," sagte Schlagborn lächelnd, ihm die Hand reichend.

„Nun denn,“ rief Walther allein: — „so ist alles vorbei? Alles! Ich habe das große Opfer gebracht! Vollendet!“

Der Winter versammelte sie alle oft in einem Zimmer. Der Doctor, der jetzt wußte, daß Walther Musik verstand, verlangte Musik, verlangte sie durchaus von Walthern und Leopoldinen gesungen oder auf dem Instrumente, und der Geige gespielt.

Leopoldine las vor, und Walther mußte sie ablösen, und der Doctor war gewohnt, seine Amerkungen überall einzuschieben, wo er etwas merkwürdiges fand über Moral, über das menschliche Leben, über die menschlichen Leidenschaften.

In diesen ruhigen Unterredungen entfaltete Leopoldine den ganzen Reichthum ihres Geistes, ihrer Unschuld, ihrer Frömmigkeit und ihrer Güte. Walther sah an jedem Tage mehr, welch' einen Schatz er aufgegeben hatte. Er sah mit jedem Tage mehr, daß er nur einmal zu Leopoldinen sagen dürfe: „ich liebe

Dich, um glücklich zu seyn, um glücklich zu machen.“

Dem Vater, der diese glückliche Minute näher kommen sah, leuchtete die Freude aus den Augen. Das Vertrauen Leopoldinens und Walthers wuchs mit jedem Tage; mit jedem Tage stieg für Walthern die Gefahr, sein Herz, der es ach! wie sehr! bewachte, zu verrathen; denn er war ganze Stunden mit Leopoldinen allein. Der kleine Walther, der Leopoldinen Mutter, und Walthern Vater nannte, verlangte zu Walthern, wenn ihn Leopoldine nicht gehörig beschäftigte; und verlangte er nicht nach ihm: so brachte sie das Gespräch auf den Vater so lange, bis der Kleine Lust bezeigte, ihn zu sehen.

Leopoldine führte ihn hinüber auf Walthers Zimmer, und — sie war allein mit ihm. Dem war mit keiner List zu entgehen. Das alles legte sich an sein Herz, und saugte wie ein Vampyr alle Stärke aus seinem Innern, und machte sein Herz zu weich. Er wollte den Sieg

nicht fahren lassen, und er konnte ihn nicht mehr fest halten. So hatte er sich den Winter durchgekämpft; aber nun goß der nahende Frühling seine milden Lüfte, seine Blüthendüfte, seine Liebesmelodien über das erweichte Herz.

Sie hatte ihm jeden Tag etwas zu zeigen, den jungen Tulpenbaum, der seine Taschen öffnete; die ersten Blüthen der Gesträuche, ihre Hyazinthen. Verstummend stand er vor ihr, und sah ihr mit sterbenden Blicken in die freundlichen Augen, mit der Frage auf den Lippen: „o warum quälst Du meine Seele?“ Ach er fragte nicht. Aber sie fragte: — „kann der Frühling Sie nicht erheitern, Trapp? Kanns es die Liebe nicht, womit wir Sie alle lieben? Mit wem von uns sind Sie unzufrieden? Lieben wir Sie nicht genug? O ich will Sie noch mehr lieben, Trapp, ob ich gleich fühle, ich kann Sie nicht mehr lieben.“

Da nahm er ihre Hand, die sie ihm schon lange gereicht hatte, und drückte sie an sein Herz, und so floh er, ein Mal

entschlossen, zu Schlagborn auf das Zimmer.

„Ich muß fort, Herr von Schlagborn," sagte er, sich aus der Verzweiflung Abgrunde aufraffend: — „ich muß fort! Ich muß fort von hier!" rief er zum dritten Male; aber nun erweicht bis zu Thränen, die ohne sein Wissen über seine blassen Wangen rollten.

„Warum?"

„Soll ich Ihnen Wort halten. Ich liebe Leopoldinen. Ich habe gekämpft mit dem zerrissenen Herzen, mit allen Gefühlen der Ehre, der Dankbarkeit gegen Sie, und meines Schwurs, den ich Ihnen gab. Aber ich muß fort, denn ich kann nicht mehr!"

„Flucht ist keine Tugend, Trapp!"

„O lassen Sie uns nicht streiten! Ich fühle was ich muß! Ich muß von hier. Das Grübeln über das, was Tugend ist, würde mich hülflos machen. Denn haben Sie ein Recht der Natur, dem Herzen in den Weg zu treten, mit einem Plane, der verunglücken kann? Sind Sie mehr als

ein Mensch? Lassen Sie mir meine Tugend und meinen unendlichen Schmerz! Und nun will ich gehen," setzte er sanft hinzu.

„Liebt Leopoldine Sie?" fragte Schlagborn kalt.

„O Herr von Schlagborn, wie können Sie meines Schmerzens spotten? Aber so nahe am Tode, und in einer edlen That, kann ich Ihnen die Frage verzeihen. Leben Sie wohl!"

„Noch nicht. Ich muß noch ein Frage thun. Weiß Leopoldine Ihre Liebe?"

„Nein, sonst stände ich nicht vor Ihnen, sondern vor dem Opferaltar einer ewigen Reue, daß ich mein Wort nicht gehalten. Ich schwieg, ich schwieg auf der Folter. Ich habe geschwiegen; aber nun kann ich nicht mehr. Ich muß fort. So rette ich meine Tugend. Leben Sie wohl!"

Schlagborn sah ihn lange düster schweigend an. „Ich hätte Lust, mit Ihnen zu streiten, Trapp! Aber es ist zu

früh. Das Einzige darf ich sagen: Sie liebten schon einmal."

„Das soll kein Vorwurf seyn."

„Nein, es soll nichts seyn, als ein Beweis, daß ich nicht hart bin. Doch wenn Sie so gehen, Trapp: so erräth Sie Leopoldine, und des Mädchens Herz wird anfangen zu bluten, wie Ihres. Haben Sie Stärke genug, noch einen Tag heiter zu scheinen, und in dem Abschiede von Leopoldinen: so sollen Sie morgen reisen."

„Ich will es! Ich will!"

Schlagborn ging zu dem Doctor. Er hatte schon längst eine Reise machen wollen zu einem Freunde. Der Doctor fühlte die Nothwendigkeit der Reise; aber er verlangte, Schlagborn sollte nicht allein reisen. Schlagborn kam jetzt sehr natürlich auf diese Reise, und der Doctor auf seinen Einwurf. „Wen soll ich mitnehmen?"

Der Doctor schlug Trapp vor, und übernahm es, Trappen es zu sagen.

In zehn Minuten war alles abgemacht, und die Reise wurde auf den andern Tag bestimmt. Sie sollte höchstens einen Monat dauern. Leopoldine sagte lächelnd: „Die Reise, lieber Großvater, wird auch Trappen zerstreuen. Ich glaube, das einsame Leben hier ist ihm unangenehm."

Walther war heiter. Leopoldine half ihm seine Sachen einpacken, eine gefährliche Stunde lang, die sie bei ihm allein war. Aber er blieb heiter, obgleich alle Kräfte seines Herzens zerrissen bei dem Gedanken, es ist das letzte Mal, daß ich sie sehe, daß ich ihre Stimme höre!

„Adieu, Leopoldine!" sagte er, und jede Kraft seiner Seele erschöpfte sich in den zwei Silben, und alle Schmerzen des Lebens stürzten in den zwei Silben über sein Herz.

„Adieu!" sagte sie langsam, einen Blick voll Unruhe, die durch den Ton seiner Stimme entstanden war, auf ihn richtend. „In vier Wochen höchstens," setzte sie langsam und kummervoll hinzu — „sehen wir uns wieder! Ach, mir ist, als

wollten Sie uns auf immer verlassen. Mein Herz ist voll schwerer Ahnung." Sie seufzte, sie reichte ihm die Hand. Dann ging sie zögernd, und auf ihr Zimmer, wo die Ahnung, wie eine Welt voll Gram, auf ihre Seele fiel.

Vor Tage reiste Walther mit Schlagborn ab. „Und nun? wie ist Ihnen Trapp?" fragte Schlagborn.

„Ich habe Leopoldinen Adieu gesagt, der Schmerz ist überwunden!" sagte Walther kräftig. Der Orkan des gewaltigen Entschlusses hatte seine ganze Seele erhoben, ohne die Liebe, oder den Schmerz geringer zu machen. Das Gefühl, daß unter dem heftigsten Schmerze bald sein Herz stillstehen würde, hatte ihn jetzt schon zu einem höhern Wesen gemacht. So nahe dem Grabe, so ohne Wünsche für das Leben: wen hatte er noch zu scheuen, was noch zu verschweigen! Alle seine Tugenden konnten hervorbrechen, ohne den irrdischen Zusatz der Eitelkeit oder der Prahlerei.

Er konnte, wie die Begebenheit eines Fremden, dem Herrn von Schlagborn das Entstehen seiner Liebe, seine Kämpfe mit der Leidenschaft, seine Paradies- und Foltertage mit Leopoldinen im Nachtthal, erzählen. Er konnte ihm sein ganzes Herz aufdecken; denn es war nichts darin als ein unendlicher Schmerz, und die Hoffnung des Todes.

„Der Tod Ihre einzige Hoffnung?" fragte Schlagborn — „und wie scheint Ihnen jetzt das Leben, Trapp?"

„Des Leben?" fragte er verwundert über die Antwort, die er geben mußte. — „Das Leben? O, ich habe keinen Groll, Herr von Schlagborn! Ein wenig kleiner, wie sonst; aber, besser, schöner, sanfter. Es ist nicht mehr der sonnenhelle Tag, sondern eine Mondnacht. Die Menschen scheinen mir Kinder zu seyn, die mit dem Schmerze spielen. Das Grab nur ist größer geworden, und die Ewigkeit nur gewisser."

Schlagborn schwieg nachsinnend. Er fühlte eine Achtung gegen Walthern,

die selbst nicht von dem Gedanken: „Der Entschluß, zu morden, erfordert eben so viel Kraft als der Entschluß, zu sterben" unterdrückt werden konnte. Aber seinen Plan, Leopoldinen mit dem Grafen Schlagborn zu verbinden, hielt er desto fester. „Denn," sagte er, — „Diese zweite Liebe verrinnt wie die Erste, die auch nichts war als ein Traum." Und dagegen hatte Walther nichts anzuführen, als einen unendlichen Schmerz, den er aber schon einmal gefühlt hatte.

„Die letzte Täuschung," sagte er zü Walthern — „scheint dem Menschen Wahrheit. Er wird nicht klüger durch die Erfahrung, die ihn so oft täuschte. Und steht er wie ich, hinter den Koulissen, und sieht die Rollen und Hebel, wodurch die Maschinen bewegt werden: so ist's eben so viel. Das Schauspiel entzieht den Augen doch Thränen, und bewegt das Herz in den innersten Tiefen. Er wird Leopoldinen vergessen, wie Sophien. Und ich erhalte meine Unterthanen in einem glücklichen Traume. Soll ich für das

Jauchzen Einer Lippe die Freude von Tausenden dahin geben? Nimmermehr!"

Er fuhr mit Walthern nach Hamburg. Er beredete ihn, nach England überzugehn, um dort den Landbau zu studieren. Er gab ihm Wechsel mit und Empfehlungen. Walther warf sich in seine Arme. Schlagborn begleitete ihn an das Schiff. „O mein Sohn," sagte er zuletzt — „Deine Redlichkeit hat meinem erstarrten Herzen wohlgethan. Damit tröste Dich in Deinem vergänglichen Schmerze! Lebe wohl!"

Wärmer als je drückte ihn Schlagborn noch einmal an sein Herz. Dann verließen sie sich, und Schlagborn reiste zurück.

Die Signora stiehlt.

Der Nachbar war ordentlich verliebt in die Signora Valetti. Er wurde es

noch mehr, da sie Geschmack an den alten Tragödien zu finden schien. Er las ihr zuweilen ein paar Scenen aus dem Aeschylus vor, und manches konnte ihm die Signora sogar besser erklären, als der Scholiast. So lachte sie ihn laut aus, da er ihr erzählte daß die Pythias in den Eumeniden auf allen Vieren aus dem Tempel Apollo's herausgekrochen käme.

„Das steht nicht da, lieber Nachbar!„ rief sie laut lachend — „denn das athenische Parterre hätte sich ausschütten müssen vor Lachen, und der arme Aeschylus wäre ausgepfiffen.“

„Das Parterre in Athen, liebe Signora, war ernster.“

„Es bestand aus Menschen, lieber Nachbar, so gut wie das hier, und hatten gewiß schon erschreckte Menschen gehen sehen.“

Der Nachbar stutzte; aber er berief sich auf seinen Text. „Ich gehe auf den Händen, nicht auf den Füßen.“

„Die Stellung wäre noch toller, lieber Nachbar! Aber steht das wirklich da? Sehen Sie recht zu!“

„Auf den Händen, oder mit den Händen.“

„Ich will Ihnen die Pythias machen!“ rief die Signora. Sie kam, mit den Händen an den Wänden tappend, aus einer Thür in's Zimmer. „Sehen Sie, das heißt mit den Händen gehen!“

„Aber der Scholiast, Signora, Stanlei, und zehn andere gelehrte Ausleger —“

„Haben vor lauter Gelehrsamkeit geschlafen. Haben Sie einen Blinden je auf den Händen gehen sehen?“

Er stutzte wohl; aber er berief sich auf die Hekuba, und auf den Polymestor, der sagt: „er gehe wie ein vierfüßiges Thier.“

Sie lachte noch ärger. „Denken Sie nur, Nachbar, an den einen Fuß hohen Cothurn; der macht die Stellung noch lächerlicher. Aber Sie lesen ja eben: der Blinde führte einen Spieß in der Hand,

Wie kann er da auf den Vieren kriechen, Nachbar? Vergleichen kann ein Blinder sich wohl mit einem vierfüßigen Thier; denn er gebraucht die Hände zum gehen; aber haben Sie je einen Blinden kriechen sehen?“

„Aber der Scholiast, Signora Stanlei, die übrigen Erklärer, Männer, so gelehrt —“

„Haben vor lauter Gelehrsamkeit ihren armen Dichter nicht verstanden. Shakspeare hätte dem blinden Gloster in Lear recht gut die Worte geben können: „„o hartes Schicksal!“ — sie spielte den Blinden — „Hände gabst Du den Menschen zu Dienern des Geistes; mir sind sie nichts als Füße, meinen Weg zu gehen. Sie haben mich gezwungen, wie ein wildes Thier mit vier Füßen zu gehen!““ So konnte Gloster sagen, ohne daß ein Mensch auf den Gedanken käme, ihn auf die Hände stellen zu wollen.“

Der Nachbar nahm eine Feder, und schrieb in seinen Aeschylus: „Signora Valetti versteht es von dem Tap-

pen mit den Händen, nach Art aller Blinden.“ Aber eine Schaamröthe lag noch eine Stunde lang auf seinen Wangen.

Wie gesagt, er war halb verliebt in das schöne Mädchen, und der Tanzmeister war es auch, alle Welt war es; aber die Signora war in keinen Menschen verliebt, nicht einmal in sich selbst. „Sehen Sie,“ sagte sie zu dem Nachbar, dem sie sich vertraute — „es liebte mich einmal ein Mann, und der ging für mich in den Tod, und seit dem kommt's mir vor, als dürfte ich nie einen Mann mehr lieben.“

„Sie liebten ihn, Signora?“

„Ob ich ihn liebte?“ sagte sie, die Hand an die Stirn legend — „ich weiß es nicht. Aber daß ich nie einen Mann so lieben werde, als ihn, das weiß ich.“

Zwar, das wollen wir gestehen, war die Signora ein paarmal nahe daran, ihr Wort zu brechen; denn da die reichen Wüstlinge die Hoffnung aufgegeben hatten, dem Mädchen ihre Unschuld abzukaufen, näherten sich ihr Männer, die ihr

mehr boten als Gold, ihre Hand und ihren Namen, und die Signora fühlte ein paarmal ihr Herz in der Brust sehnsüchtig schlagen, wenn sie auf das Auge eines jungen Mannes traf, das voll Liebe und verstohlen sie betrachtete, und dessen Mund stumm war. Diese stillen, verschwiegenen Anbeter zogen sie am meisten an, und sie sagte zum Nachbar: „Glau- Sie mir, wenn ich mein Herz verliere: so verliere ich's einmal an einen leisen Seufzer, an eine Thräne, welche sich verbergen will."

Tief in ihrer Seele lag noch immer das Bild der frommen, heiligen Liebe Walthers, an die sie selbst nicht glaubte. Aber dann entdeckte sie an dem jungen Manne mit den verschwiegenen Lippen, daß er doch nichts an ihr liebte, als die Tänzerin oder die Sängerin. Schnell brach sie ab, um sich nicht selbst zu besiegen; denn sie hatte sich in den Kopf gesetzt, das Mädchen sollte in ihr geliebt seyn, nichts anders.

Aber das Gefühl, was alles andere verschlang, war doch die Dankbarkeit ge-

gen Walthern, der sie gerettet, der für ihr Glück in das Grab hatte gehen wollen; und eine leise Hoffnung lag noch in ihrer Brust, daß sie noch immer von ihm geliebt war.

Bei diesen sich beständig durchkreuzenden Gefühlen in ihrer Brust genoß sie das Leben mit frischem Muthe. Sie spottete, sie tanzte, sie lachte sich durch den Haufen der Männer aus allen Ständen, die sie umringten; aber ihr Herz blieb nur an Trapps Familie hängen, an Marien besonders, die sie ihrer reinen Frömmigkeit wegen mit inniger Liebe umfing.

Eben darum war sie auch auf Schlossers Geheimniß versteurt; denn sie zitterte vor der Zukunft, die Marie zu tragen gar nicht verstand, glaubte sie, und schon deshalb war sie versteurt darauf, weil Schlosser es ihr gar zu fest verbarg.

Marie wußte nichts, was Licht geben konnte, die Signora mußte das Geheimniß, wenn sie es haben wollte, von Schlossern selbst stehlen, und das

war schwer; denn Schlosser nahm sich in Acht.

Die Signora fuhr von Zeit zu Zeit nach Hohendorf, um Marien zu besuchen, und dann nahm sie Walthers Briefe mit, der fleißig an seine Eltern schrieb.

„Was macht Walther?" war Mariens erste Frage, sobald die Signora im Zimmer war. So fragte sie auch jetzt, da Sophie in Hohendorf angekommen war. — „Was macht Walther, liebe Valetti?" fragte Marie.

„Er ist nicht mehr bei dem Herrn von Rausch."

Marie wendete ihr Auge auf ihren Mann mit einem merklichen Augenwinken, das aber der Signora nicht entging.

„Und wo ist er denn, mein guter Bruder?"

„Er ist beim ehemaligen Minister von Schlagborn," antwortete die Signora ganz unschuldig; aber sie sah, daß sich Mariens Wange verfärbte bei dem

Namen, und Schlosser fuhr eifrig mit der Frage hervor: „Was? bei Schlagborn in Dammhof?"

„In Dammhof," antwortete die Signora so unschuldig als ein Kind, und brach das Gespräch mit einer Frage nach Mariens Kindern ab.

„Sie haben Briefe von Walthern?" fragte sogleich Schlosser wieder mit neuem Eifer.

„Ich habe sie vergessen, denk' ich," antwortete Sophie kalt.

Sie setzte den Herrn Schlosser in die Verlegenheit, alles von ihr erfragen zu müssen, und nach einem halben Dutzend Fragen wußte Sophie, daß Walthers Aufenthalt bei Schlagborn dem Herrn Schlosser gar nicht gleichgültig war.

Sie erzählte, was sie wußte, sie fand sogar nachher die Briefe, die sie vergessen haben wollte. Sie gab sie Schlossern, Schlosser las, und die Signora hatte den Philosophen im Auge. Sie sah, wie unruhig sein Blick bei den Briefen

wurde. Er schlug den Brief zusammen, und er konnte kaum seine Unruhe verhehlen. Sie aber verbarg ihre Freude, die Spur zu dem Geheimnisse gefunden zu haben, desto sorgfältiger.

Sie wendete sich nicht an Marien, sondern sie richtete ihr Augenmerk auf den alten Gottfried, von dem sie wußte, er war von Jugend auf bei seinem Herrn gewesen.

Sobald sie den Alten allein hatte — natürlich hatte Walthers Mutter wissen wollen, wo ihr Sohn war, und der Nachbar hatte seine Karten hervor geholt, und so kannte die Signora die Gegend — so bald sie also den Alten allein hatte, erzählte sie ihm von dem Bruder Mariens. „Er ist in Dammhof bei dem Herrn von Schlagborn.“ Ein himmlisches Lächeln stieg auf des Alten Gesicht bei diesem Namen. „Es liegt nach Roslau zu.“

„Um Vergebung, Signora!“ sagte der Alte mit Eile. — „Es liegt nach Sobern hin, gute dreißig Meilen von hier.“

„Ist er da bekannt, Gottfried?"

„Was wollte ich nicht? hm! hm!" Der alte Mann fing hier so mitleidenswürdig an zu stottern, daß sie ihm mit einer ganz fremden Frage wieder in's Gleis helfen mußte.

„Wenn er's nur dort gut hat," hob sie schnell wieder an — „der Herr von Schlagborn ist, sagt man, ein schlechter Mann."

„Um Vergebung, Signora, wer das sagt," hob der Alte zürnend an — „ist selbst ein schlechter Mann. Sein Bruder, der Oberkammerherr, ja der —"

„Nun, so ist's der, Gottfried!" Mehr war aber aus dem Alten nicht zu bringen; aber die arme Marie wurde jedesmal herzlich verlegen, wenn die Signora den Namen Schlagborn und Dammhof nannte. Sophie sah, daß Schlossers Geheimniß mit Schlagborn in einer Art von Verbindung stehen mußte, und das war doch herauszubringen.

Sobald sie wieder in der Stadt war erkundigte sie sich nach einem genauen Bekannten von Schlagborn. Es dauerte recht lang, ehe sie einen fand. Doch zuletzt fand sich ein alter Officier, der ein Bekannter des Majors gewesen war, und der Schlagborns Geschichte recht genau kannte. „Er hatte einen Sohn, Signora. Er ist todt.

„Wie alt wåre der Sohn wohl?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen. Er wåre fünf und zwanzig Jahr alt."

„Und heißt?"

„Ludwig."

Hier schlug der Wiederschein einer Flamme über Sophiens Gesicht. So hieß ja Schlosser! Aber sie bekåmpfte sich jetzt. Sie fragte nicht mehr, da sie wußte, daß der Sohn Schlagborns in der Residenz geboren war. Sogleich bat sie eine Sångerin, die da auf dem Theater war, dort in den Kirchen nach dem Geburtstage des jungen Schlagborns sich zu erkundigen. Die Nach-

richt kam. Schlagborns Geburtstag war auch Schlossers Geburtstag.

Sie las es, und rief: „o mit welchen Menschen habe ich denn zu thun! der eine geht ins Grab, der andere entsagt dem Reichthum, dem höchsten Range für die Geliebte!"

Sie hatte nun Schlossers Geheimniß, aber sie sah sehr wohl ein, daß ein ewiges Stillschweigen darauf ruhen müsse. Sie konnte schweigen, und dennoch hätte sie so gern die Gewißheit gehabt. Aber sie war ungemein lustig. „Es geht auf dem Theater nicht so toll her als in der Welt, lieber Nachbar!" rief sie. — „Und Ihren Chor von der alles besiegenden Macht Amors sollte jedes Kind auswendig wissen. Die Liebe dringt kühn in des Orkus Thor, und wirft Gold und Rang weg wie unnütze Spreu. Die größten Unthaten hat Amor verrichtet, und die edelsten, erhabensten Thaten er."

„Ja, die Romane, Signora, sind Gift für die Seele, und die —"

„Schauspiele wollen Sie sagen. O glauben Sie mir, jedes junge Herz ist ein vollständige Romanen-Bibliothek!"

„Wohl wahr, liebes Kind, wohl wahr, und ich fürchte, Signora, daß jetzt wieder einer den Chor von der Macht der Liebe singt."

„Walther? O gestehen Sie geschwind! Walther?"

Der Nachbar, an den Walthers Briefe gingen, erhielt kleine Beilagen von Walther, die der Nachbar für sich behielt. Es waren Stellen in Walthers Briefe, die der Nachbar nicht verstand. So viel hatte er wohl herausgebracht, daß die Liebe mit im Spiele war. Er vertraute der verschwiegenen Sophie diese Briefe an. Sophie las, las wieder. Sie erröthete; denn Walther hatte sie ganz vergessen. Er erzählte seine Begebenheiten nicht; aber hier fiel ein Wort, dort eins, von der offnen Himmelspforte, dessen Eingang ihm von einem neidischen Schicksal versagt war.

Hier stand eine Beschreibung des Doctors, dort eine von seiner Enkelin, Leopoldinen. Hier jammerte Walther über das harte Geschick, das auf sein Herz jedes Opfer der schönsten Freuden des Lebens gelegt hatte.

Aus diesem Irrgarten von Klagen und Entzücken konnte sich der Nachbar nicht herausfinden. Die Signora fand sich sehr bald heraus. Sie verglich. Sie füllte aus, sie errieth, und sie wußte, daß Walther Leopoldinen liebte, daß aber ein Hinderniß ihm entgegen stand, das Herz des Mädchens, und mit ihm das Glück des Lebens zu ergreifen.

Die Signora versprach Verschwiegenheit; denn der Nachbar wollte die Mutter mit den poetischen Klagen ihres Walthers nicht beunruhigen. Die Signora beruhigte den Nachbar sogar. „In unsern Jahren, lieber Nachbar, ist das Leben entweder eine Leichenprocession, oder ein Hochzeitschmaus, ein Wehgeschrei, oder ein Jauchzen der Freude. Der heiße Blutstrom der Jugend fällt aus dem

Himmel gerade in die Hölle; nach den Dreißigen läuft er erst sanft zwischen den Blumen der Erde weg. Es geht mir eben so, Nachbar!“

„Ihnen, dem Genius der Freude und des Lachens?“

„Eben so! Da hatte ich einen närrischen Traum von der Unvergänglichkeit einer Paradiesblume; heute sehe ich, sie ist verwelkt, und ich habe meine Stirn so kraus gemacht, wie eine, obwohl ich wußte —“ Sie legte die Hand auf das Herz, das um die verlorne Liebe Walthers doch stärker schlug. — „Aber glücklich bin ich wie eine Königin,“ rief sie, und schlug die schönen Arme um des Nachbars Hals; — „der hier, und jener dort! und ich wie Ihre alte Moire oder Parze, ich drehe still meinen Faden, und webe und webe —“

„Was weben Sie denn?

„Ein Freudengewebe, denk ich.“ Sie sprang davon, um zu überlegen, wie sie dem armen Walther in seiner Noth die hülfreiche Hand reichen könnte. Was sie

wußte, war zu wenig, und in Dammhof durfte sie nicht erscheinen, und mitten zwischen den Planen, ihn zu beglücken, den sie über alle Menschen liebte, stahl sich doch auch der saure Gedanken ein, daß er sie vergessen hätte.

„Vergessen?“ rief sie: — „sollte er denn nicht? O habe ich denn nicht Hassen geliebt, den Elenden? Den Sünder, gegen den großmüthigsten, edelsten Mann? Liebe ich ihn denn? Nein, wenn ich anders weiß, was Liebe ist. Käme er zu mir, verlassen von allen, ich bin sein, und hätte eine überirrdische Liebe mich in ihren Ketten! Ich bin sein, das fühle ich.“

Da kam Walthers Brief aus Hamburg an seine Aeltern. Auch der Nachbar erhielt die geheimen Artikel dieser Reise, die Sophie recht wohl verstand. „Das theure Opfer ist gebracht, mein edler Freund!“ schrieb er — „Ich habe dem Glücke entsagt, aber nicht der Tugend. Ich scheide eben so ruhig von dem Leben, wie von dem festen Lande. O wird jenes

Leben noch eine Insel der Glücklichen für mich haben?“

So schrieb er. „Verstehen Sie was er will, Signora?“ fragte der Nachbar.

„So ziemlich. Es sind Redensarten der Jugend. Glauben Sie mir, mir gehts eben so, gerade jetzt.“

Die Signora auf der Feuer-Probe.

Es ging der Signora jetzt eben so, aber ihr Entschluß stand fest, nun Walther abgereist war, ganz in der Stille nach Dammhof zu reisen, an Ort und Stelle zu untersuchen und zu helfen. „Wenn es dort Männer sind,“ sagte sie, sich vor den Spiegel stellend, „durch deren Herzen der Strom des heißen Blutes zieht: — so — traue ich es mir zu, ihm zu helfen. Der Herr von Schlagborn ist ein Menschenfeind, wie Walthers Briefe sagen; und soll ich von dem Sohne

auf den Vater schließen, ein Mann. Ein Mann und ich ein Mädchen! Wohlan! wir wollen sehen. Ich möchte wissen, welch ein Thor den Glauben in die Welt gebracht hat, daß der Teufel allein das Recht haben soll, den Reiz, die Schönheit, eine schöne Stimme, den leichten Tanz, die süßen Worte, die Leidenschaft zu Fallstricken und Netzen für die arme Tugend zu verwenden, und nicht auch ein Mal die Dankbarkeit, und die Tugend, um Gutes zu thun!“

„Ich will hin, und mein armes Herz, und mein Anbeter — mögen warten. Die Dankbarkeit geht vor der Liebe.“

Dem war so, wie sie sagte. Die Signora hätte sich schon längst in Amors Netzen verstrickt, wenn sie nicht in der Welt gelebt hätte, und in einer Welt, wo die Beispiele des Unglücks, des Betrugs so häufig waren. Es kostete ihr keine Mühe, die verächtlichen Wüstlinge von sich abzuwehren. Ihr Umgang mit dem stoischen, reinen Nachbar, mit dem Tanzmeister und seiner Frau, die fromm

waren wie Engel, am meisten der Gedanke an Walthern, dessen Achtung sie erringen mußte, hielten sie ab; und da bei einer Schauspielerin jedem Mann der kürzeste Weg der sicherste schien; so kam wohl ihre Phantasie einige Male in Gefahr, aber ihr Herz nie.

Doch fand sie endlich den Mann, an den sie das Herz verlieren sollte. Kein Mädchen möchte an den Mann einen Reiz gefunden haben, als höchstens seine Augen von schwarzem funkelnden Agat, und ein Paar runde frische Lippen, und die Farbe einer festen Gesundheit.

Er hatte sein schwarzes Haar an den Schläfen aufgerollt, da schon Jedermann abgeschnittenes Haar trug. Sein ganzer Putz war ein Ueberrock von Mitteltuche, den er aber sehr reinlich hielt. Er war Kanzleikopist, und lebte mit seiner alten Mutter in der Vorstadt, wo Trapps sonst wohnten.

Die Signora, die ihren Schneider in der Vorstadt noch von Zeit zu Zeit besuchte, und jedes Mal seinen Kindern

etwas mitbrachte, traf zufällig den Kanzleikopisten Strauch dort.

Aber ich will zuvor von dem armen Kopisten, der nichts hatte als ein Paar funkelnde Augen, ein paar Worte sagen. Sein Vater war ein braver Mann gewesen, zwar nur Kanzleisekretair, und von seinem Leben ist hier auf Erden nicht viel zu sagen, als daß er seine Frau von ganzem Herzen liebte, seinen Sohn gut erzog, in seinem Berufe treu und ehrlich war, und in seiner Todesstunde, die, ach für Sohn und Mutter viel zu früh kam! das sagte, was auch Held Perikles zum Schutz seines Lebens auf dem Todbette sagte: „Vertrauet Gott, meine Lieben; denn ich habe nie einen Menschen betrübt!“ Wer weiß, wer das mit mehrerem Rechte sagte, der Kanzleisekretair oder der Regent der Athener, der große Perikles.

Er starb; die Mutter lebte von ihrer kleinen Pension, ärmlich und still. Ihr Trauerkleid, das sie nie wieder ablegte, obgleich sie noch jung und hübsch war, hatte sie ohnehin von allen Genüssen des

Lebens geschieden; so fühlte sie die Armuth weniger. Nur auf den Sohn wendete sich der sorgende Mutterblick recht oft, und auf den Himmel, den sie anflehete, des verlassenen Sohnes Beschützer zu seyn.

Der Sohn wußte von keinem Kummer, als wenn er Thränen in der Mutter Augen sah. Er ging in die Schule, und er hatte das Zeugniß, daß er Fleiß und Geist hatte. Der Himmel erweckte ihm Beschützer. Er konnte auf die Akademie gehen. Da machten die Verschwendungen des Hofes eine Sparsamkeit nöthig, und der armen Sekretairin wurde ihre kleine Pension gestrichen. Sie konnte zwar nicht begreifen, warum der Hof gerade an ihrem armen Tische sparen und hungern wollte; aber sie hatte einen so hohen Respekt vor dem Hofe, daß sie nur ihr Schicksal beklagte, und sich endlich an den Kanzlei-Director, der ihres seligen Mannes Beschützer gewesen war, wendete.

Der Director schlug den Blick gen Himmel; dann nahm er der alten Frau alle

Hoffnungen. Sie schwieg auch mit einem trostlosen Blicke gen Himmel. Die beiden Herzen verstanden sich. Der Director wendete sich ab, um sein Auge von einer seinem Stande unschicklichen Thräne zu befreien.

„Wo ist Ihr Sohn?" fragte er: — „Es ist eine Kopistenstelle offen, die ich ihm versprechen kann. Es ist etwas, etwas! Aber das reißt ihn aus seiner Ehren- und Glücksbahn. Wenn er Sohn genug wäre —"

„O das ist er, Herr Director! aber soll ich nicht eben so Mutter seyn, als er Sohn ist? und mehr noch?"

Der Director legte die zitternde Hand auf sein gerührtes Herz; aber er schwieg; denn weinen ist noch schlimmer als eine Thräne des Mitleidens. Er drückte der armen Frau einen Louisd'or in die Hand.

Die Mutter schrieb dem Sohne alles, und bat ihn, in seiner Bahn zu bleiben. Der Jüngling las. In einer Stunde war er auf dem Wege nach der Residenz. Ehe er zu der Mutter ging, ging er zum

Kanzleidirector und bat um die Kopistenstelle.

Der Director schüttelte den Kopf. „Sie treten Ihrem Glücke in den Weg, mein lieber Strauch."

„Ich habe eine Mutter, und die ist mein einziges Glück."

„Brav, mein Sohn! brav! haben Sie Zeugnisse?" Die Zeugnisse waren ganz vorzüglich. Der Director gab versteckte Hoffnungen zum Weiterkommen; und nach vier Wochen war Strauch Kanzleikopist, und sie, Mutter und Sohn, zogen in die Vorstadt auf Trapps Zimmerchen, und die Diogenes-Tonne hatte wieder ein Paar glückliche Bewohner.

Der Director that was er konnte. Um den jungen Menschen nicht ganz aus seiner Bahn zu reißen, gab er ihm die Arbeiten mit nach Hause; und dem stillen, anspruchlosen Kopisten hätte es wohl Niemand angesehen, daß er Rescripte, Antworten, Memoriale, paraphierte und kopirte, wie seinen Horaz und seinen Homer; daß er mit seinen Versen, die er

in der Stille der Nacht machte, mit seinen Uebersetzungen der Alten, seiner alten Mutter noch im Alter eine poetische, eine glückliche Welt aufschloß; daß er sie mit dem harten Schicksale versöhnte, und ihr Leben mit den schönsten Blüthen der Musen und seiner kindlichen Liebe bekränzte.

Niemand hätte ihm das angesehn. Er hatte, so lange sein Vater lebte, der ein ernster wortarmer Mann war, sein Leben in häuslicher Stille verlebt. Sein Leben auf der Universität hinter seinen Dichtern hatte seine Seele erhoben; aber seine Lippen, sein Körper, seine hübschen Augen waren blöde dabei geworden. Seine arme Kleidung, sein demüthiger Blick, hatte ihn von allem bessern Umgange entfernt, und er glaubte nur des Allerbesten werth zu seyn.

Er tanzte nicht, er ritt nicht, er sang, er spielte nicht. Er war nicht witzig, nicht einmal wortreich. Die Professoren allein achteten ihn, die Töchter sahen ihm nur, wenn sie ihn sahen, spottend nach. Und

doch lag in seiner Brust eine heiße Glut, eine unendliche Sehnsucht nach Liebe. Alles, alles, Geist und Sehnsucht blieb in seinem Herzen verschlossen. Er wurde noch blöder, noch furchtsamer. Aber die Feder, womit er seine Lieder an die Geliebte in der Ferne schrieb, war der brennendste Pfeil Amors. Niemand sah sie. Niemand auf der Welt.

Die Signora trat in des Schneiders Zimmer, und traf den armen Kopisten dort, der sogleich verschüchtert zurücktrat, da die Signora so dreist, so reizend gekleidet hereintrat, und im Begrüßen die schönen lächelnden Blicke auch auf ihn richtete. Der frohe Scherz, womit sie des Schneiders Kinder eins nach dem andern aufhob, und an sich drückte, die Ehrerbietung, womit der Schneider mit der Mütze unter dem Arm dastand, verschüchterte ihn noch mehr. Das reizende Mädchen sah ihn wieder an, und wieder, und fragte dann: „Wer ist denn der Herr, Meister?“

Bei der Frage machte der Kopist eine kleine Bewegung, sich in die Brust zu werfen. Eine Schauspielerin sie und er? Aber er erröthete nur, statt sich empor zu richten.

„Der Herr Kanzleikopist Strauch, mein Nachbar," antwortete der Schneider. — „Er wohnt auf Herrn Trapps ehemaligem Zimmer." Der Schneider hätte noch so viel Gutes von dem Kopisten sagen können: ein solches Interesse für ihn, hätte er damit nicht erregt, als mit dieser Bemerkung.

„In dem Zimmer!" rief die Signora freudig, und stand zwei Schritte näher vor dem Eckschranke, worin ihre schnelle Grazienbewegung, und das lächelnde theilnehmende Gesicht den armen Kopisten verwandelt hatte. — „In dem Zimmer? O Himmel, lieber Herr Kopist, umrauschen Sie auf diesem Zimmer nicht oft die Flügel der schönsten Lebensfreude? O dieses Zimmer war der Wohnplatz der Liebe, des Friedens, der Lust der Tugend!"

Der Kopist arbeitete an einer Antwort; aber der schöne, gütige Blick, den das liebliche, reizende Mädchen auf ihn fest hielt, jagte nur eine glühende Röthe auf seine Wangen. Er konnte die Worte: „Das ist es noch!" nicht hervorbringen.

Die Signora wendete sich aus Mitleiden wieder zu den Kindern von ihm ab. Da sah er muthiger die reizende Gestalt, die schönen Bewegungen des Mädchens. Mit Bewunderung sah er die Liebe, womit die Kinder an dem Mädchen hingen, das gütige Vertrauen, womit Sophie die Eltern behandelte. Die schöne klingende Stimme, womit sie redete, der schöne Ausdruck ihrer Gedanken drang in sein Herz.

Er hätte alles darum gegeben, wenn er nur, wie der Schneider, hätte mit ihr reden können. Endlich ging die Signora wieder. Sie verbeugte sich gütig gegen den Kopisten, und sagte noch einmal: „Also in dem Zimmer!"

Er bückte sich doch und sie verschwand.

„Nun Herr Kanzlei-Kopist, was sagen Sie nun? Ist das nicht ein Engel?"

„Schade, Schade, daß sie eine Schauspielerin ist! Recht Schade!"

„Um Vergebung, Herr Kanzlei-Kopist! Keine Regel ohne Ausnahme. Sie ist die Tugend, die Wohlthätigkeit selbst. Und warten Sie, mir geht ein Gedanke durch den Kopf. Unsern Hospitalprediger hat die Signora angeholfen; seine Gelehrsamkeit, sein Wandel vor Gott, konnte es nicht. Und ich kann ein Wort bei der Signora sprechen."

Das alles hörte der Kopist nicht; denn um ihn schwebten noch die himmlischen Töne des Mädchens, ihre Bewegungen, und ihre Reize. Der Schneider aber, der gar zu gern den Gönner gemacht hätte, nahm der ersten Gelegenheit wahr, zu der Signora zu gehen. Er brachte seine Rede lächelnd auf den Kanzlei-Kopisten und empfahl ihn, und bat sie, ihn nicht mit seinem Vorworte im Stiche zu lassen.

Sie wurde nun sogleich lustig, und fragte, wozu sie den stummen Kopisten vorschlagen sollte.

„Stumm, Signora," sagte der Schneider — „ja stumm! Wer kann auch sprechen, wenn er Sie zum erstenmale sieht? Und zweitens, Signora, ist er so gut wie die Güte selbst." Hier schob er die Geschichte des jungen Menschen mit den funkelnden Augen ein, ein wenig weitläuftig; aber mit dem rührenden Detail der Liebe zwischen Mutter und Sohn, was die Rührung auf Sophiens Herz nicht verfehlte.

„Und drittens," fuhr er fort — „stumm ist er wohl, Signora; aber mit der Feder in der Hand ist er der Erste."

„Der Mann muß einmal seinen Liebeshandel schriftlich führen."

„Wie Sie, Signora, mit bloßem Ansehen," sagte der galante Schneider.

Sophie versprach, an den stummen jungen Mann zu denken, und die Sache war so weit abgemacht. Sophie sagte

dem Nachbar von dem jungen Menschen, und der Nachbar bestätigte die Liebe zwischen Mutter nnd Sohn, und ihre unverdiente Armuth.

„Wenn ich nur wüßte,“ sagte sie, sich an die krause Stirn pochend — „so stumm wie ein Gehemniß.“

„Hm! das ließe sich ja wohl erfahren!“ und der Nachbar, der ebenfalls noch seine Pfarrkinder besuchte, ging bei Strauchs vor, und ohne ein Wort von der Signora zu sagen, bat er den Kopisten bei sich zu Tisch.

Er kam nach alter Sitte ein wenig früh, da weder der Nachbar noch der Tanzmeister zu Hause war. Man führte ihn auf des Nachbars Bibliothek, und bat ihn zu warten.

Da stand er mit dem Hut in der einen, dem Stock in der andern Hand, still, mitten im Zimmer, und horchte auf jede Bewegung im Hause. Auf einmal hörte er im Nebenzimmer ein Instrument anschlagen, und dann machte eine weibliche Stimme — nein, es konnte nicht die Stimme

einer Sterblichen seyn — ein paar Läufer; und sang dann eine Arie, rezitirte dann ein paar Verse mit einem Wohllaut, der in sein Herz drang.

Es war Sophie, die sich auf die Oper vorbereitete. Das dauerte etwan zehn Minuten; da riß etwas die Thür auf, und die Signora, die Niemanden hier erwartete, und eben beim Ankleiden war, prallte zurück, da sie vor einem jungen Mann im Zimmer stand, ein wenig Grazienhaft gekleidet. Aber sie that einen Sprung zurück, einen Griff auf den Sofa, und sie trat, in einen Schaal gewickelt, wieder ins Zimmer, und sagte: „ist es schon so spät?"

Er begriff erröthend, daß er zu früh gekommen war. „Treten Sie doch hier herein, Herr Kopist; denn der Professor kommt unter einer guten Stunde nicht." Er trat mechanisch, mit hundert Bücklingen in ihr Zimmer, und sie brachte ihn endlich auf den atlassenen Sofa.

Es war dem armen Jungen mehr als die Sprache vergangen; denn obwohl sie

in den Schaal eng und züchtig eingewickelt war: so hatte er sie doch vorher einen Pulsschlag lang ohne Schaal gesehen, und seine Phantasie, die gar nicht so unbeweglich war, als sein Körper, mahlte unter den Hüllen des Schaals ihm mit der Hand Titians eine Liebesgöttin dahin, und er mochte sein Auge richten, wohin er wollte, er traf überall auf Gegenstände, die seiner Phantasie Flügel und Bewegung gaben. Auf dem Stuhl gegen ihn über, lag ihr Schnürleib, vor ihm standen zwei der kleinsten, schönsten Schuhe. Da hing ihr Kleid mit Rosenguirlanden besetzt, und neben ihm saß die Signora vom ersten Ankleiden aufgejagt, neben ihm, so eng, daß nicht für eine Hand mehr Raum zwischen beiden war.

Sophie sah seine Verlegenheit, seine Angst, und sie hob sogleich freundlich das Gespräch an. „Der Professor nimmt einen recht freundschaftlichen Theil an Ihnen und Ihrer Mutter, Herr Strauch! Er hat mir mit Bedauren erzählt, daß

die kindliche Liebe Sie aus Ihrer Laufbahn gewaltsam weggerissen hat."

Der arme Mensch gab einzelne Worte zurück, mit einer Stimme, in der das schlagende Herz am lautesten war. Sie dankte dem Himmel, da der Professor endlich zurückkam.

Es war um den armen Menschen geschehen. Er blieb trotz aller Anstrengung zerstreut, verwirrt. Da kam die Signora aus dem Schauspiel, und man ging zu Tische. Um den Sturm in seiner Brust zu besänftigen, hatte Strauch indeß alles Mögliche gethan. Er stellte sich mit seinen Kenntnissen, mit seiner innern Welt gegen die Schauspielerin mit aller ihrer Pracht; gegen die unbefangene Dreistigkeit des Mädchens stellte er seinen innern Werth, gegen den tollen Tanz ihres Lebens stellte er sein stilles tugendhaftes Leben mit seiner Mutter, und er beschloß, wenn er sie wieder sehen sollte, sie so kalt zu behandeln, als wäre sie nichts mehr als ihr Haubenstock. Aber wie zerstob das alles, da sie sich neben

ihm an den Tisch setzte, und mit dem Professor das heutige Trauerspiel durchging, Stellen daraus rezitirte, über den Plan wie eine Virtuosin redete, sich im frohen, doch lebenvollen Streite auf den Euripides berief, im Gespräch ihre Hand auf Strauchs Aermel legte, und ihn um seine Meinung bat.

Der junge Mensch sagte etwas stokkend. Sie fand es gut; sie setzte seine Gedanken auseinander mit Klarheit und Leben. Sie dankte ihm für seine Hülfe. Und das alles war so leicht, so ohne Anmaßung, so fröhlich, daß er, der Blöde, sogar den Muth fand, etwas Gescheutes, und gut zu sagen.

Nun wechselte das Gespräch. Man plauderte, man scherzte, man sang. Und der stolze junge Mensch, der noch eben auf seinen Plato stolz gewesen war, gestand sich, daß dieser Abend das schönste Symposion war.

Der Wein erheiterte ihn. Er hatte das Herz, die Signora anzusehen, wenn sie mit ihm redete, und sie redete oft mit

ihm. Er verlor die Blödigkeit, die Schaam vor seiner schlechten Kleidung, die hier Niemand bemerkte. Hier galt nur Geist, nur Anmuth. Er war entzückt von dem Mädchen, die ihn zu achten schien.

Nach Tisch wechselte Musik, Gesang, Geplauder; und die Freundschaft, womit der ehrwürdige Gelehrte die Schauspielerin behandelte, mischten sein Entzücken mit Achtung. Im Gespräch erfuhr die Signora, daß er noch nie ein Schauspiel gesehen hatte.

„Noch nie?" fragte sie verwundert: — „und Sie wurden doch hier erzogen?"

„Ich war immer zu arm, ein Billet zu bezahlen," sagte er lächelnd.

Sophie erröthete, in der That vor Vergnügen, daß er das so alles ohne Gepränge und ohne alles Zögern sagte. Sie flog in ihr Zimmer, holte ein Billet auf ihre eigene Loge, und bat ihn es anzunehmen.

„Wie aber gebrauche ich das Billet?" fragte er verlegen.

„Sie kommen Morgen um sechs Uhr zu mir, und ich will Sie einführen. Ich habe Morgen nichts zu thun."

Er ging endlich: nein, er ging nicht, er sprang nach Hause; denn einen glücklichern Abend hatte er nie gehabt.

Den Tag drauf — er sollte sie abholen — Hätte er es anzufangen gewußt, er wäre nicht gegangen. Denn jetzt war sie ihm wieder eine Göttin, weit über seine Sphäre. Er pochte zehnmal an ihre Thür, ehe sie es hören konnte.

„Herein! Herein!" und sie stand schon vor ihm zum gehen. Sie hing ihren Arm in seinen, schalt ihn, daß er sie hätte warten lassen. Sie stieg in den Wagen, der sie erwartete. „Nun, lieber Herr Strauch, kommen Sie! Es ist die höchste Zeit." Beklommen stieg er ein, beklommen setzte er sich neben sie, da sie ihm Platz machte. So eng neben dem unendlich reizenden Mädchen! Sein Athem stockte. Er stieg wie betrunken aus dem Wagen, ging wie trunken an ihrem

Arm durch das Gedränge, in die Loge, da eben der Vorhang empor rollte.

„Sophie freute sich zu sehen, welche Wirkung das neue Schauspiel auf ihn haben würde; aber der arme Kopist saß da, das schwarze Auge niedergeschlagen auf ihre Hand, die auf der Schranke lag, mit glühenden Wangen und pochender Brust.

„Sagen Sie mir," sagte sie, sich an sein Ohr beugend: — „woran Sie denken?"

Ein Seufzer, und ein furchtsamer Aufblick des flammenden Auges war seine Antwort.

Im dritten Akt ging sie, um zu Tanzen. Sie legte ihre weiche Hand auf seine, und sagte: „in einer Viertelstunde bin ich wieder hier." — „Wohin geht sie?" fragte er eifersüchtig schon und frierend.

Aber da erschien sie auf dem Theater als eine Nymphe, nymphenhaft gekleidet, und die Musik hob an, und Sophie schwebte, von Zephyrn getragen, im Tanze daher. Ach, da schlug sein Busen im wil-

den Sturme; denn es schien ihm, als ob sie den Blick auf ihn richtete. Sein Auge schoß Flammen, er hob sich empor, als wollte er sich aus der Loge hinabstürzen. Sophie verschwand. Da öffnete sich die Loge, und sie setzte lächelnd sich wieder an seine Seite.

Sein Blick war auf den Boden fest geheftet. Er sagte nicht ein Wort, so lange alles noch dauerte.

Es war zu Ende. Sie fühlte sein Zittern, da sie ihren Arm in seinen hing. Er taumelte in den Wagen. Sie hörte seine Seufzer, welche die Dunkelheit noch mehr vermehrte. Sie bat ihn, mit hinauf zu gehen.

„Ich kann nicht! Gott, ich kann nicht!“ stieß er hervor. Er mußte außer sich seyn; denn er legte die Hand wie ein Verzweifelnder an seine Stirn, und dann rannte er wie ein Rasender die Gasse hinab. —

Der Triumph, mit dem Sophie ins Haus, die Treppe hinauf ging, war der größte, den ihre Schönheit je errungen

hatte. Ihr Herz pochte recht angenehm, und ein schöneres Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Wo bin ich?“ fragte sich Strauch, da er sich auf ein Mal auf einer ganz fremden Gasse sah, die er erst erkennen mußte. Er schlich nun beschämt, die Brust voll einer heißen Flamme, in die Vorstadt. Eine neue magische Welt bewegte sich in der entzückten und fürchtenden Seele. Er ging auf sein Kämmerchen, legte die Stirn auf den Tisch, und sann über die selige Vergangenheit, und fand nun die Zukunft öde und freudenlos. Denn so freundlich das Mädchen war, mehr konnte sie ihm nie seyn. Mehr nicht, und in seiner Seele arbeitete mit quälender Gewalt ein Wunsch sich empor, ein leiser zürnender, zerstörender Wunsch. Das Mädchen sollte sein seyn! Sein allein ihr Lächeln, ihr Blick. Er ballte die Fäuste zusammen bei dem Gedanken, daß je ein männlicher Blick sie wieder tanzen sehen sollte. Und — und — wer war er? O wer war er? welche Ansprüche

hatte er zu machen auf Ihr Mitleiden? Er schluchzte laut und zornig.

„O daß wir so arm sind!“ sagte er am andern Morgen der lächelnden Mutter, die noch über das Vergnügen ihres Sohns von gestern sich ergötzte.

„Ach, wie arm! wie entsetzlich arm!“ doch setzte er sanfter hinzu, da er seiner Mutter Gesicht endlich sah: — „wir haben ja doch, was das Leben bedarf. Und wenn Sie glücklich sind, Mutter, so —“ ein schwerer Seufzer! — „so ist ja alles recht gut!“

Der Kopist kam weder ins Schauspiel wieder, noch zu dem Nachbar. „Es ist auch so besser,“ sagte Sophie überzeugt.

Aber nach ein paar Tagen kam der Schneider, der für seines Schützlings Ehre besorgt war, zu der Signora, und wieder mit einer Bitte für den armen Witwe Sohn! „Und damit Sie nicht glauben, daß es ihm an Verstande fehlt, hier habe ich Verse, Verse, die recht hübsch sind,

von seiner Hand. Er schreibt sonst wie gedruckt."

Die Signora warf einen Blick in das Papier, und fragte eifrig: „woher haben Sie das Papier?"

Der Meister hatte es von Strauchs Schreibetische weggenommen, um der Signora einen Beweis zu geben, daß Strauch, wenn auch keine beredte Zunge, doch eine beredte Feder hatte. Die Signora hatte Ursach, sich genau nach den Versen zu erkundigen; denn diese Verse waren an sie selbst. Sie gebot dem geschäftigen Meister Stillschweigen, entließ ihn, und nun las sie ein Gedicht, das mit dem glühendesten Pfeile Amors geschrieben war. Liebe, Verzweifelung und Eifersucht kämpften in wilder Leidenschaft in dem Gedichte mit einander; dann zerfloß das Herz in sanfte, rührende Klagen, daß es in stummer Liebe brechen mußte. Dann wieder hob sich die Leidenschaft im wildesten Sturm empor.

„Keinen Zug hat die Kunst hieran gemacht," sagte sie, es furchtsam und fast erschüttert wieder lesend.

Ohne zu wissen, was sie wollte, lief sie sogleich zu dem Doctor und erinnerte ihn, daß er ihren gemeinschaftlichen Schützling hatte wollen bitten lassen.

„Was hat Sie so bewegt, Signora?" fragte der Alte.

„Ach, etwas ganz anders, als das! Etwas ganz anders!"

Strauch wurde gebeten, und Sophie sah ihn die Gasse daher kommen, zögernd stehen, als besänne er sich, ob er kommen sollte oder nicht. „Warum zögert er?" fragte sie sich leise. — „Ach," setzte sie mit einem Seufzer hinzu: — „warum zögerte ich nicht? denn was will ich? was?'

Er kam; sie scheute ein Wenig, ehe sie ins Zimmer ging. Es saß eine Art von Muth auf seiner Stirn, eh' sie ins Zimmer trat; denn sie konnte ihn durch die halb geöffnete Thür sehen. Aber da sie die Thür öffnete, wurde sein Gesicht

blaß, dann schoß ein Strom heißes Blut über das Gesicht. Sein Muth war weg. Er saß so still da, als wäre er ruhig. Ein Glück wars, daß der Nachbar ins Reden gekommen war, und kein Ende fand. Man rief ihn aber ab, und sie waren beide allein.

Mit der Majestät einer Königin saß sie ihm gegen über. „Der Professor," hob sie an, — „wird Ihnen gesagt haben, daß wir entschlossen sind, Sie wieder auf Ihren ersten Weg zu bringen. Für Ihre gute Mutter soll gesorgt werden, uud — ein so talentvoller Mann wie Sie, muß nicht auf der Hälfte seines Weges zum Glück stehen bleiben."

„Ich hab's dem Herrn Professor schon gesagt," antwortete er leise, aber in einer unbändigen Bewegung: — „ich kann nicht fort von hier."

„Warum nicht?"

„Ich kann nicht. Ich kann wahrhaftig nicht! Auch kann ich's nicht sagen. Sie sind sehr gütig, Signora!"

„Ihre Lage ist hoffnungslos, Herr Strauch!"

„Ach!" sagte er mit hoch gehobener Brust, — „das weiß ich. Aber alles andere ist noch hoffnungsloser. Ich kann hier nicht fort!" Die innere Bewegung des jungen Menschen wurde hier so stark, so bedenklich, daß sie nicht noch ein Mal fragte: — „warum nicht?" Sie sagte in der Angst: — „das Schauspiel hat Ihnen nicht gefallen. Die Loge war immer leer."

„Ich dachte heute," antwortete er erröthend. Sie sah, er hatte einen Plan; und wer vergiebt ihr nicht, daß sie antwortete: — „Ich werde Sie mitnehmen." Seine Beklemmung, das Entzücken seiner Brust verhinderte seine Antwort.

Sie ging, es dem Professor zu sagen, daß sie mit dem Gaste eine Stunde ins Schauspiel wollte. Dann bot sie ihm die Hand zum gehen. Er stieg in den Wagen, wie das erste Mal. Vor dem Schauspielhause stand er, einen Augenblick sich

besinnend, dann sagte er: „Ich kann nicht. Nein, ich kann nicht!“ Er erblaßte. Sie zog ihn mit in eins der Zimmer im Schauspielhause. Sie bat ihn, sich zu setzen. — „Denn Sie sind so seltsam bewegt, Herr Strauch! Und — es ist wahrlich das Beste, wenn Sie Ihrem ganzen Schicksal eine Aenderung geben. Glauben Sie mir, mein Freund, und glauben Sie mir, daß ich Theil an Ihrem Glück nehme!“

Er sprang heftig auf, als wollte er auf sie zustürzen, und ermattet setzte er sich wieder.

„Die Bewegung, worin ich Sie sehe,“ fuhr Sie gütig fort, — „mag seyn welche sie will, in der That — ich bitte Sie zu glauben, daß der Professor sehr besorgt für Ihr Wohl ist; und wenn Sie die Freundschaft eines Mädchens wie ich — “ Sie erröthete, sie wußte nicht, was sie hinzusetzen wollte. Sie reichte ihm in der schönen Verwirrung die Hand.

Er fuhr zurück einen Pulsschlag lang, mit der allerheftigsten Bewegung. Dann

aber ergriff er die Hand, und drückte sie an seine hoch klopfende Brust, und nun hob er das rollende, flammende Auge auf sie; und wild hineinstürzend, in den Einen Augenblick des Glücks, von der Hand der Verzweiflung gestoßen, schlug er den Arm um ihren Rücken, und preßte sie an seine Brust, und ihren Mund an seine heißen zitternden Lippen.

Dann ließ er sie fahren, und sagte zitternd: „ich habe gelebt!" Aber heftig rief er jetzt: — „das Leben war ein seliger Moment. Der Tod ist auch nur Einer! Ich habe es gekostet, des Lebens höchste Seligkeit. Und nun fahr hin! fahr hin! Ich bin verloren!"

Mit allem ihrem Witz stand die Signora von dem blöden jungen Menschen so überrascht, so im Abgrunde der höchsten Verlegenheit, daß sie kein Wort aufbringen konnte. Zitternd stand sie, beide Arme von sich streckend, die Gewalt abzuwehren. Aber er sah sie nicht mehr, er stand abgewendet.

Da sah er langsam sich um, mit dem niedergebeugten Haupte, mit dem irren Blick, mit den vorgehaltenen Händen, als müßte er sich zum Zimmer hinaus tappen, und murmelte noch ein Mal: „ich bin verloren!“

Diese Worte erschreckten sie. Sie erzitterte vor der Bewegung seiner Seele. „Wohin wollen Sie, Unglücklicher?“ fragte sie, ihm den Weg vertretend. Und um ihn recht sehr aufzuhalten, breitete sie beide Arme aus.

Er machte eine Bewegung, hinein zu fallen. Sie trat wieder zurück, und nun war sie wieder besonnen genug, etwas schickliches zu reden. „Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Strauch,“ sagte sie nun geduldig, — „so muß ich denken, Sie lieben mich!“

Weg war sein Muth, und alles was von der innern Bewegung auswärts gewesen war. Er stand stumm und blöde — vor ihr. „Lassen Sie uns ruhig darüber reden, Herr Strauch! Ich hasse nichts mehr als die Uebertreibung.“

Da beugte er sich langsam von ihr zurück, mit dem Blick des Abscheues. „Uebertreibung? O so wäre ich werth,“ rief er wieder in der vorigen Heftigkeit — „des Abscheues kalten Spott zu tragen, der Selbstverachtung giftig-schwere Last. Nur das nicht! O das nicht! Ich hab' errungen den Augenblick, wo mir das Leben der Seligkeiten feinste Würze gab. Nun fahr' es hin! Ich mag des Himmels Luft nicht mit des Lebens armem Athem mischen! O stoß' mich von Dir! Auf Deiner Stirn drohe Zorn, daß ich, ich Armer, mich vermaß, Dich heiß Geliebte an dieß Herz zu drücken! Nur zweifle nicht, an Deiner Allgewalt, an diesem Herzen nicht!“

Er war ein besserer Schauspieler als sie, und das konnte sie nicht glauben, oder dieß Liebe war die schöne Blüthe eines unschuldigen heißen Herzens. Er wollte fort. „Ich weiß nicht mein Herr,“ rief sie empfindlich — „ob sie so gehen dürfen, und doch weiß ich nicht, wie ich sie halten soll. Wenn Ihnen die treue, ehrliche

Freundschaft statt Liebe, genug ist: so ist hier die Hand Ihrer Freundin. Sie sind ein wilder Mensch, mit dem wahrhaftig einmal eine Geliebte ihre Noth haben wird."

Sie gab ihm die Hand, und erwartete einen dritten Sturm. Aber er war wieder blöde, und er hielt die Hand so leicht und lose, als machte er mit ihr ein Portebras im Tanze. „Nun haben Sie mir nichts zu sagen, Herr Strauch?'

Er sah sie finster an, dann fielen Thränen aus seinen Augen; leise, als redete er mit den Flügeln einer Mücke, sagte er: „O hatte meine Liebe diesen Spott, diese Verachtung verdient?'

„Der Henker!" dachte Sophie — „der Mensch nimmt mir noch zuletzt das Herz aus der Brust, mit meinem Willen und wieder meinen Willen. Verachtung?" fragte sie: wer denkt an Verachtung? wer an Spott? Ein Mädchen, das nach einer solchen Scene bei Ihnen allein bleibt, muß Sie wohl achten, mein Herr, und hochachten. Glauben Sie mir, Sie sind vielleicht

der einzige Mensch auf Erden, der mit dieser Scene ein besseres Gefühl als Lachen oder Spott in meiner Brust rege gemacht hat. Freilich kann ich mich nicht so schnell darin finden, wie bei Ihnen eine Liebe so geschwind hat entstehen können. Sie haben mich zweimal gesehen, Sie —"

„Im ersten Augenblick, — doch nein! Wann war's?" sagte er wieder leise, und furchtsam, und nachsinnend. — „Mir ist's, als wäre diese Liebe das Licht, das mich umstrahlt, die Luft, in der ich athme. O! o! seh ich sie vor mir stehn, so ist's, als träten Sie aus der Vergangenheit stiller Dämmerung mir hell entgegen, und meine Seele ruft: Das ist sie ja, die Du ja ewig liebtest!"

Der Wohllaut seiner Stimme, der Wohlklang seiner Worte, die halb wie Verse klangen, der Wechsel der Leidenschaften auf seinem Gesicht, in seiner Stimme, die Ehrerbietung in seinem Auge, und die über die Wangen rollenden Thränen, machten den Menschen so gefährlich, daß sie sich nicht recht mehr viele

Gewalt über ihn und über sich selbst zutraute.

„Nun denn," sagte sie sich fassend — „wenn Sie mich lieben: so sey die erste Probe Ihrer Liebe Gehorsam. Sie sollen die Universität besuchen."

„O ich weiß," rief er ganz abgewendet — „warum ich hier weg soll! Aber meint Ihr Grausamen, das Leben ist mir etwas ohne sie? Sie ist das Licht, in dem ich leb' und fühle! Ich schlinge meinen Arm um sie, und dann zerreiße das Band der Welten; der Welten Fall reißt mich nicht von ihr los!"

„Meinen Sie, ich sey der Preis einer rasenden Begierde? Um dieses Herz, das Sie ertrotzen wollen, soll die Freundschaft freundlich werben in schöner, nachgebender Geduld. Gut, gehen Sie, stürzen Sie sich in's Verderben, und lassen Sie mich hier zurück, weinend, daß der erste Mann, dem ich Liebe zutrauen konnte, nichts wollte als Sättigung einer hassenswürdigen Begierde! Gehen Sie!" Sie

weinte halb aus Erweichung, halb aus Zorn.

Da war der wilde Löwe der Begierde gefesselt. „O Gott!" rief er — „was that ich? was habe ich verbrochen? O verzeihen Sie mir, ich war außer mir! Ich weiß nicht, was vorging." Er beugte gegen sie das Knie.

„So folgen Sie mir in's Schauspiel. Morgen oder Uebermorgen reden wir wieder. Eher nicht ein Wort!" Sie nahm seinen Arm. Sie ging mit ihm in die Loge. Er saß stumm neben ihr. Kein Wort.

Beim Hinausgehen sagte er leise: „O können Sie einem Unglücklichen verzeihen?" Er bückte sich tief und verschwand.

Die Signora kam in einer seltsamen Stimmung zu Hause an. So wild die Leidenschaft des stillen, jungen Menschen auch gewesen war: so übernahm dennoch eine geheime Stimme ihres Herzens seine Vertheidigung. Es schien ihr doch eine Liebe besserer Art zu seyn. Sie las die Verse, die sie von dem Schneider

hatte, noch einmal, und diese Liebe war so zart, so heilig und so romantisch, daß sie sich an die Verse hielt und nicht an die Scene im Schauspielhause.

Sie erwartete ihn Morgen. Sie hatte sich vorbereitet. Sie hatte einen schönen Plan im Kopfe, an dem kein Engel etwas auszusetzen gehabt hätte. Sie wollte die schützende Göttin des jungen Menschen seyn. Aber er kam nicht. Er schrieb nicht. Er ließ absagen, da der Nachbar ihn bitten ließ.

Das war natürlich; denn da Strauch zu Hause war, da gerieth er in eine neue Verzweifelung aus Schaam und Furcht, vor der rasenden Scene, die er gespielt hatte. Er konnte sie so wenig selbst begreifen, daß er sogar an der Wahrheit derselben zweifelte. Er verbarg sich vor allen Menschen, sogar vor seiner Mutter. Mitten im Arbeiten überzog die glühende Schaam seine Wange. Er hätte sich in die Erde verbergen mögen. Aber seine Liebe hielt diese Feuerprobe aus. Er hatte an ihrem Busen geruht. Er hatte ihre

Lippen geküßt. Ein zerstörendes Feuer brannte in seinem Herzen. Er mußte es verbergen, und doppelte Schlangen umwanden vergiftend seines Lebens Wurzeln, Schaam- und hoffnungslose Liebe.

Die Signora ließ nach acht Tagen den Schneider holen. Sie dachte des jungen Menschen nicht. Der Schneider aber vergaß seines Freundes nicht. „Was mit dem vorgegangen, liebe Signora, das weiß Gott! bleich wie ein Schatten, die Augen hohl, wie verweint. Stumm ist er, wie ein Fisch. Die arme Mutter kommt nicht aus den Thränen.

„So? das ist seltsam! Und eben hatte ich es so gut mit ihm im Sinne. Sagen Sie ihm das, Meister!" Das war heraus, und nicht wieder zurückzunehmen; denn der Meister wischte mit der guten Nachricht davon.

Sie bereuete und that noch mehr. Sie verschaffte durch ihre Freunde der Wittwe ihre kleine Pension wieder, die man gestrichen hatte, und einen Morgen, da sie gewiß wußte, er war zu Hause, trat sie

in das Zimmer der Wittwe ein. Eine dunkelrothe Flamme schlug über des Sohnes Gesicht.

Zitternd zog Sophie — denn sie hatte das bleiche abgefallene Gesicht Strauchs gesehen — ihr Papier hervor, und gab es der Wittwe fast ohne Worte. Die Wittwe las, und sah verwundert die Signora an, die sie nicht kannte, und von der sie nie etwas gehört hatte. Diese Verschwiegenheit des Sohns that ihm keinen üblen Vorschub in dem Herzen Sophiens.

Die Wittwe, die denn den Stand der Signora erfuhr, und ihres Sohnes Bekauntschaft mit ihr, wog der Signora Charakter mit mißtrauischen Blicken ab. Da aber Sophie das Papier auf des Nachbars Rechnung schob: so beruhigte sie sich wieder. Sie dankte der Schauspielerin für ihre Mühe; aber mit der stolzen Kälte einer fürchtenden Mutter, und der ehrlichen Wittwe eines geachteten Staatsdieners. Die alles besiegen-

de Freundlichkeit Sophiens konnte den Stolz der armen Frau nicht besiegen.

Sophie konnte nur ein paar ihrer zauberischen Blicke voll eines himmlischen Lächelns auf den Jüngling werfen; und da die Mutter nicht wich und wankte, konnte sie nur noch hinzusetzen, daß sie in einem Spaziergange nach dem Berghause begriffen wäre, der sie hier vorüber gebracht hätte.

Noch glühender wurde die Farbe seines Gesichtes bei diesen Worten, und so erwartete ihn die Signora bei jedem Fußtritte hinter sich; aber vergebens. Sie mußte allein zur Stadt zurück.

Strauch hoffte nichts von der angebeteten Signora. Ihr Besuch hatte also Bedeutung; aber welche? Das war sein bitterster Schmerz. Es war Neckerei des armen verachteten Menschen, der nur in wütender Leidenschaft einmal vergessen hatte, daß er auf die Liebe dieses Mädchens nicht rechnen durfte.

Er sah sie also aus seinem Kammerfenster gehen und zurückkommen. „O

schöne Schlange!" sagte er leise — „schöner Teufel! Sterben will ich; aber Dein Spott will ich nicht seyn. O weh mir!"

Aber Abends, wenn sie ins Schauspiel fuhr, stand er in einer engen Gasse, durch welche sie mußte, sie zu sehen; und fuhr sie zurück: so stand er im Eingange des Schauspielhauses.

Sie hatte ihn gesehen, und die dunkeln, stummen, glühenden Blicke, die er verstohlen auf sie warf, erregten eine schöne Bewegung in ihrem Herzen. Sein Mund war nicht so mächtig gewesen, als seine Blicke. „O," sagte sie — „wenn er mich wirklich liebte!" und sie erhob die nassen Augen mit einem geheimen Wunsche zum Himmel, und zwei Perlen der weichen Sehnsucht hingen an der Wimper.

Schnell warf sie den Schleier über das Gesicht, hüllte sich in den Mantel, und ging in die enge Gasse, wo er immer stand. Das Mädchen, das sonst gar nichts scheute, ging zitternd und ängstlich. „Wahrhaftig!" sagte sie — „ich glaube, ich liebe ihn schon!" Da stand er und

harrte auf den Wagen, der sie bringen sollte, und sie stand vor ihm, den Schleier zurück schlagend, und sagte mit leiser Stimme: „Guten Abend, lieber Freund!"

Das holde Gesicht, mit dem Purpur der Ahnung geröthet, die schöne freundliche Stimme des Grußes, die Hand, die sie ihm entgegen hielt, setzten ihn außer sich. Sie bat ihn um seine Begleitung. Da ging er vertraulich an ihrer Seite, und statt mit ihr in's Schauspiel zu gehen, ging sie mit ihm durch's Thor in die Lindenallee, wo ein paar Spaziergänger jeden wilden Ausbruch der Leidenschaft hinderten.

„Mein Herr," sagte sie gefaßt — „dieses ist die letzte Unterredung, die wir haben, gewiß die letzte, oder der Anfang einer besseren Freundschaft, als der ihr Ungestüm mich fähig hielt. Das Leben ist mehr, als Sie zu glauben scheinen, ein wilder, süßer Augenblick. Sie scheinen mich zu lieben, Sie haben es mir gesagt. Wie Sie es mir gesagt, das kann ich Ihnen verzeihen. Ich nehme Theil an Ihnen, lieber Freund, nicht den Sie wün=

schen könnten, aber mit einem Herzen voll Auszeichnung. Ihre Liebe hat mein Herz in Bewegung gebracht; das kann ich Ihnen gestehen, so seltsam das auch auf den Lippen eines Mädchens klingt. Lassen Sie hören, was ich Gutes aus Ihrer Liebe machen kann. Ich bitte Sie um Ihr Vertrauen; und wäre auch dieses das letzte Mal das wir uns sehen: so würde es mir schmerzlich wehe thun, einen Mann zu verlassen, dem ich eine bessere Liebe zutrauete, als den meisten Männern, die mich umringen."

Sie hätte noch eine Stunde so fortreden können; er blieb eine Bildsäule, die neben ihr wandelte.

„Ich fürchte — ich bin — ich könnte" — hob er zitternd an. „Ich bin verloren!" sagte er endlich. — „Das allein weiß ich."

Sie schwieg eine Zeitlang, um ihm Zeit zu lassen, sich zu besinnen; aber er seufzte nur.

„Können Sie kein Vertrauen fassen?" fragte sie freundlich.

„Vertrauen? O Gott! das eben ist's! das eben! Ich bin der Unglücklichste der Menschen."

„Und würde ich hier an Ihrem Arme gehen, wenn Sie das wären? Sie lieben mich also?"

„Ich liebe Sie, Signora! Die finstersten Quaalen, die je eine verhaßte Leidenschaft aus dem Dunkel der Hölle über ein Herz warf, die liegen in meinem Herzen, mit dieser Liebe."

„Das nachher! wie entstand diese Leidenschaft?"

„O wie hätte sie nicht entstehen müssen, frage ich? Ich sah Sie, ich — liebte. O diese Liebe, die still und unbelohnt in meinem Herzen gelodert hätte, wäre ja doch das Glück meines Lebens geworden; o glauben Sie mir! glauben Sie mir! Verstummt, und in schönen Träumen lebend, wäre ich vergangen vor Liebe. Das sie so ausbrach, so rasend, so wild — daran sind Sie Schuld. Sie allein!"

„Ich? Sie setzen mich in Erstaunen."

„Sie! Sie! Signora, Sie! O meine stumme, glühende Liebe hätte doch wohl ein anders Mädchen gerührt. O hätte ich ihr mit dem letzten Seufzer gesagt, oder mit der letzten Kraft der Hand geschrieben: Ich liebte Dich und starb aus Liebe: eine Thräne wäre der Lohn meiner Liebe, und der Trost meines Todes gewesen.“

„Sie, Signora! Ja Sie! das war die Hölle! O das war der giftigste Pfeil der Verzweiflung: Auf Sie, auf den lockenden Reizen hingen die lüsternen Blicke aller Männer, verwöhnt durch Ihren Stand. O Himmel! Himmel! — Wie soll ich es sagen? Liebe kennt Ihr Herz nicht. Meine stumme heilige Liebe wäre höchstens Ihr Spott geworden. Ihr — O der Eifersucht bittre Qualen! Und nun müssen wir uns trennen! Wir müssen uns trennen, wenn Sie mich auch liebten. O wenn Sie auch Ihre Arme um mich schlügen, o wenn dieser himmlische Mund das Unterpfand der Liebe auf meine Lippen drückte — Nein! nein! ich

wäre ja doch unglücklich, unglücklicher noch als jetzt! O wenn Sie mit dem Zauberliede Ihrer Lippen, wenn sie mit dem Nymphentanze der Wollust wildeste Begierden empören, o dann — wären Sie mein — würde ich verzweifelnd den Dolch in dieses treulose Herz stoßen, und dann in mein treues Herz voll vergeblicher Liebe. Wir müssen uns trennen!“

„Sie glauben also, ich sey —“

„Ich kann das Götterbild meiner Liebe nicht von frechen Augen entweihen lassen. O in meinen Träumen sah ich Sie die unschuldige Bewohnerin einer armen Hütte, mit Blumen gekränzt, nicht mit schimmernden Steinen. O Himmel! guter Himmel! da war ich glücklich! da war ichs! Und nun, wir müssen uns trennen!“

Die Signora fiel aus den Wolken. Sie wollte die Erzieherin, der Mentor des jungen Menschen werden, und er — er hielt sie seiner Liebe nicht würdig. Er stieß sie von sich. In dieser schnellen Empfindlichkeit, sagte, sie ihren Arm aus sei-

nem ziehend: — „ja wohl, wir müssen uns trennen!“ Es war ihr als wollten die heißesten Thränen bei den Worten ihr Auge benetzen. Sie drückte sie zurück, und sagte: — „wir müssen uns auf ewig trennen!“

Sie machte ihm eine Verbeugung, die er nicht erwiederte. Sie ging rasch den Weg zur Stadt. Er blieb auf seiner Stelle stehen. Schon auf dem Rückwege fragte sie sich: „aber hat er denn nicht Recht? Kann ich tadeln, was mich erfreuen sollte?“ Sie kam zum ersten Mal übler Laune zu Hause an, und blieb auf ihrem Zimmer.

„Aber hat er nicht Recht?“ Klang's in ihrer Seele, klangs Tag und Nacht. Sie sagte nichts, gar nichts, Niemanden; aber sie gebrauchte ihren Einfluß; und nach acht Tagen hatte der Kanzlei-Kopist das Patent als Assessor der fürstlichen Kammer im Hause, mit dem doppelten Gehalte seines Vaters.

Drei Tage darauf verließ die Signora Valetti das Theater, nachdem

sie überlegt hatte, daß Walther ihrer nicht mehr gebrauchte, und daß sie für ihn immer wieder das Theater betreten konnte. Alles erstaunte, besonders da die Signora mit ihrem Stande auch die Pracht in der Kleidung aufgegeben hatte. Sie war gekleidet höchst einfach, aber dennoch reizend. Ihre ganze Garderobe, alle die vielen Geschenke des Hofes, die ersparte reiche Einnahme gab ihr ein kleines Kapital, von dem sie recht gut leben konnte.

Strauchs Beförderung durch sie war ein Geheimniß geblieben, das er auf eine ganz andere Rechnung schrieb. Er las Sophiens Namen nicht mehr auf den Schauspielzetteln, und ahnend hörte er, daß sie die Bühne verlassen hatte. Eine süße Ahnung zog durch sein zitterndes Herz. Er beobachtete sie so genau, daß er endlich sie auf der vorigen Promenade ertappte.

Hoch erröthend kam er ihr entgegen. Zitternd zog er den Hut. Mit zitternder Stimme bat er sie um ein paar Minuten Gehör. „O Gott!" hob er leise an —

„Sie haben das Theater verlassen? darf ich fragen —“

„Warum? Recht gern. Weil ich fand Sie hatten Recht, weil es mir weh that, meine Freudschaft von einem Mann abgewiesen zu sehen, den ich zu achten mich nun eben gedrungen fühlte, weil Sie mich verachteten.“

„Verachten? o Signora, Signora, dieses Herz, dieses ganze Leben ist Ihnen geweiht. Ich bin jetzt, in einer Lage“ — hier zitterte er so unbändig, daß sie eine neue Scene befürchtete. „Mein Herr,“ sagte sie — „wir müssen uns trennen, fühle ich. Wir müssen!“

„Wir müssen? O ich hatte eine leise Hoffnung, die schönste meines Lebens —“

„Welche? Ich will Wahrheit.“

„Daß Ihr Herz einen Antheil hatte an Ihrem Abgehen von der Schaubühne.“

„Das hatte mein Herz, Herr Strauch, obwohl mein Verstand auch. Ja, mein Herr, Sie, Ihre stille, heftige Liebe hat mich gerührt. Ich habe nie diese Achtung, diese Theilnahme für einen Mann ge-

fühlt, als für Sie. Aber hätten Sie mich als Schauspielerin geheirathet? Ich will Wahrheit; denn ich gebe Wahrheit."

„Ueberlegen Sie selbst, Signora! dieser Gedanke füllte meine Seele mit Entsetzen. Diese Eifersucht —"

„Gut, mein Herr, Ihre Ehre war Ihnen theurer als mein Besitz. Ich kann das nicht tadeln. Aber wir sind getrennt; denn —"

„Denn? Denn? Sie sollen mir Rede stehen — Sie sollen —"

„Es lebt ein Mann auf der Erde, dem ich angehöre, wie Sie der Ehre. Und nun, da es heraus ist, ist mein Herz leicht. Nun darf ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, mehr, mehr als irgend einen Mann."

„Sie sind also verheirathet?" fragte er in einer wilden Bestürzung.

„Nein! nein!"

„Sie lieben diesen Mann?"

„Nein!"

„Er liebt Sie?"

„Auch nicht. Er weiß von mir nichts. Er hat keine Ansprüche an meine Liebe;

aber an alles andre, was ich bin, was ich besitze, an alles, was ich vermag. Ich bin nicht frei. Denn was ich bin — und Sie, Herr Strauch, sagen ja, daß ich etwas Wünschenwerthes bin, und ich, ich fühle, daß ich auch etwas Gutes bin — aber alles was ich bin, bin ich durch diesen Mann. Ich lebe nur für ihn. Für ihn ging ich auf das Theater. Für ihn würde ich es wieder betreten, und keine Stimme der Liebe, keine Stimme des Zorns würde mich zurückhalten. Ich würde, und wenn ich Sie liebte, und wenn Sie mich liebten, dennoch für den Mann alles aufopfern. Alles! Sie sehen, wir müssen uns trennen."

„Der Mann liebt Sie nicht? Sie nicht ihn?"

„Nein, wiederhole ich noch einmal; aber dennoch lebe ich für ihn. Ich bin über nichts Herr, als über mein Herz."

„Das ist so seltsam, so höchst seltsam — ich bin sehr unglücklich."

„Darum eben bot ich Ihnen, was ich zu bieten hatte, meine Freundschaft, und ich selbst lege einen Werth darauf."

„Darf ich wissen —"

„Alles, wenn Sie versprechen zu schweigen."

Sie gingen einen Seitenweg, der sie in das freie Feld führte, und den Weg nach dem Berghause zu. Sophie ließ sich das Versprechen seines Schweigens noch einmal feierlich ablegen. Dann erzählte sie ihm ihre ganze Begebenheit mit einer stolzen, alle Beschönigung verschmähenden Aufrichtigkeit.

„Walther ging für mich in den Tod, und ich lebe für ihn," so schloß sie ihre Erzählung.

„Und dieser Hasse?" fragte er aufseufzend.

„Diese Frage mit dem Seufzer betrübt mich. Ich habe ihm bezahlt, was er für mich that."

„Sie liebten ihn ja, meine Freundin?"

„Wenn Sie die erste Bewegung des jungen Herzens so nennen wollen; ja, ich liebte ihn."

Und — er zitterte — er sah sie mit den flammenden Augen an. „Gott! wie soll ich Sie fragen, Sophie? Wie? Diese Lippe, Sophie, o sie hat nie eine weibliche Lippe berührt, sie ist rein, wie die Lippe der keuschesten Jungfrau! O!"

Da strahlte Sophiens Auge in stolzer Unschuld. Ihr Busen hob sich hoch empor im Gefühl der reinen Liebe seines und ihres Herzens. „Diese Lippe," rief sie — „ist so rein als Ihre! Dieses Herz, Strauch, das jetzt für Sie schlägt, ist das reine Herz eines unschuldigen, eines heiligen Mädchens. Diese Brust —"

„O so," — hier warf er sich zu ihren Füßen, und umschlang ihre Knie — „so sage mir, wenn Du mich liebst!"

Sie legte ihre beiden Hände an seine Wangen, und sagte mit dem Lächeln, mit der sanften Stimme der erweichten Seele, mit den Thränen der Liebe im Auge: „O wenn ich Sie nicht liebte: wäre dann nicht jedes

Wort heute, was ich sagte, der Beweis meiner Schande? O Strauch, ich liebte Sie, jetzt könnt ich sagen: zuerst!"

Da sprang er auf, da drückte er sie in seine Arme, und rief mit Thränen, mit des Entzückens höchster Wonne: „So bist Du mein! Nun mein auf ewig! O Sophie! meine Sophie!"

„Sie haben vergessen, welche Bedingung auf meiner Liebe ruht. Strauch, ich liebe Sie. Die Anhänglichkeit an Ihrer Mutter, das einfache, stille Leben mit ihr, gewannen sogleich mein Herz. Ach, ich sah in dem ersten ungestümen Ausbruche Ihrer Leidenschaft, die starke Glut Ihrer Liebe! Ich bin ganz die Ihre, ganz, so viel ich es seyn kann. Aber —" sie legte die Hand an die krause Stirn.

„O! noch Zweifel, Sophie? noch? Nein, er kann Dir nicht mehr gelten, als ich, als meine Liebe, die Dich nie vergessen wird."

„Er vergaß mich; aber er ging für mich in den Tod. Lassen Sie uns schnell einen Entschluß fassen; denn zwischen

Pflicht uud Pflicht geklemmt, das ist eine Stellung, wo man so leicht wankt und fällt. Ich schwor es dem Manne, für ihn zu leben, ihm meinen Himmel aufzuopfern. Ich bin die Ihrige auf diese Bedingung uur. Nur auf diese Bedingung, und in dem ganzen gültigen Umfange der Bedeutung dieser Worte. Ich liebe Sie, Strauch; aber ich würde die Ihrige nicht, müßte ich ihn damit retten."

„Ich sehe nicht, wie je das Schicksal das fodern könnte!"

„Desto besser! Ich bin keine Thörin, die mit dem Schicksal hadert, das mich beglückt hat. Aber fodert das Geschick das Opfer: so gebe ich es."

„Nur Deine Liebe nicht, Sophie!" rief er eilig; denn es näherten sich Menschen.

„Die ist ewig dein! Ewig!" Sie waren in der Allee, und die Signora redete mit ihm ab, wo sie sich sehen wollten. Dann verließ sie ihn, und sie kam fröhlich und glücklich zu Hause.

Die Prophetin.

Am andern Morgen öffnete der Nachbar die Thür, die in Sophiens Zimmer führte; denn vor ihrer jubelnden Stimme konnte er nicht lesen. „Nun denn, liebste Signora?"

„Nun denn liebster Nachbar!" rief sie, die Arme um seinen Nacken werfend, — „von hellem Licht des Glüks umflossen, trägt mich empor der Wonne sichere Hand, zum reinen Quell der himmlisch süßen Freude."

„Sie reden in Versen —"

„So weiß ich, was den Dichter macht; der Genuß einer schönern Welt. Sehen Sie, alle Banden sind meiner Seele abgestreift. Ich schwebe empor wie die Lerche, jubilirend in die reinern Lüfte des Lebens, der Freiheit stolzes Chor, mit Stimmen der Liebe gemischt, umkränzt den hellen Blick, umtönt das trunkene Ohr!"

Und mit den Worten warf sie den Schleier über das Gesicht, über die

Schultern das verhüllende Tuch, und dahin flog sie. Am Eingange des Waldes, in dem Marie den Jäger fand, stand Strauch, ihrer harrend."

Sie reichte ihm die zitternde Hand, sie sah ihn an mit dem Blicke der glücklichen Liebe. „O," rief er — ist's kein Traum? bin ich glücklich? bin ich der finstern Gruft eines öden Daseyns entstiegen? Wurden meine quaalvollen Wünsche Hoffnungen, meine Hoffnungen die entzückende Gewißheit? O darf ich vor Dir knieen? darf mein Arm Dein Knie umfassen?" Er kniete.

Da umfaßte sie ihn, und sie drückte die reine Flamme der Liebe auf seinen Mund, andere Küsse, als die sie ehedem Hassen gab, die Bürgen ihrer Unschuld, und ihres künftigen Glücks.

„O nun ganz mein, Sophie?" fragte er — „ganz mein? Jener Walther ist vergessen? O ist er vergessen?"

„O wie scheid' ich Dich und ihn? wie fang' ich es an, daß ich Dir ganz meiner Seele Tiefen enthülle, damit, wie mein

Herz Dein ist, auch meine Gedanken Dein sind? Dein bin ich, Dein! Schließ Deine Arme um mich! In diesem engen Kreise liegt meine Welt, mein Reich, mein Glück. Aber mein Trauter, wie sollte ich jetzt von ihm abfallen, von dem ich habe, was Du an mir liebst? O fasse es doch recht, Geliebter, wie er mir das gab! Er! er rettete mich aus den Händen der Schande. Das hätten vielleicht Tausende gethan. Aber wie er es that, mit dieser Theilnahme, das war's, was wie eine göttliche Flamme alle verschlossene Pforten meiner Seele für das Edle, für das Schöne eröffnete. Das war's! Aber, o glaube mir, in meinem Innern schlummerten noch die zerstörenden Begierden eines wilden Cyclopen. Da ging er für mich in den Tod! Das Gefühl erst rettete mich, rettete alles Gute in mir, der Unschuld heilige Blüthe und den Stolz, für einen Andern zu leben als für mich. O seine liebe Gestalt stand wie mein Schutzgeist mir zur Seite, in den Augenblicken, wo die Leidenschaft ihre feinsten Netze fur mich

aufgestellt hatte, und seine liebe Stimme sagte mir: bleibe heilig für den, der für Dich in den Tod ging! Sieh, daß ich wahr seyn kann, vor dem Auge des Allwissenden, und vor Deinem Auge voll Liebe! daß ich der Gleisnerei geschminkten Schein verschmähete, nicht gut nur scheinen wollte, sondern war; daß mir des Lebens armes Spiel ein Spiel nur blieb, und ich in einer schönern Welt die Liebe, das Glück nur suchte, das ich nun an Deiner Brust gefunden — das — das — o Mann, verkenne nicht, daß alles das der Augenblick mir gab, wo er mich zu beglücken, in den Tod sich stürzte!"

Da stand sie vor ihm, jedes Wort hatte sie mehr begeistert. Das blitzende Auge war gen Himmel gehoben, die Arme auch. Es war als wollte sie eben emporfliegen in ihr Vaterland, den Himmel.

„O liebe ihn," rief Strauch, und faßte sanft ihre Hand — „liebe ihn! Lebe für ihn! Ich kenne Dich, Sophie! Der Eifersucht unreine Flamme ist von Deinen tugendhaften Thränen verlöscht,

auf ewig! Und wenn ich je wieder eifersüchtig werde: so glaube mir, so habe ich aufgehört, Dich zu lieben."

Sie sah ihn lächelnd an, mit dem Blicke des hohen Entzückens, und nun, nun war sie wie ein frohes Kind in seinen Armen, nun zerschmolz sie in dem innigsten Vertrauen, dessen sie allein fähig war. Nun sagte sie ihm, daß er durch sie Assessor war. Sie enthüllte alle die frohen heitern Reize, die ihr schönes Herz umschloß. Er war ihr Herr, ihr Gebieter; sie war seine Sklavin. Aber auch er verlor jetzt alle seine Blödigkeit. Er war jetzt ein Mann, ein edler Mann, ein Mann, der ihre Liebe, ihr Vertrauen verdiente. Er war ganz verändert. Er besuchte den Professor, und der kannte ihn kaum wieder; so hatte die Liebe eines edlen Mädchens ihn veredelt. Die Liebe des Mädchens gab ihm Zutrauen zu sich selbst. Der Umgang mit Sophien gab ihm den Glanz, den die Welt fodert. Die Liebe blieb dem Nachbar und dem Tanzmeister ein Geheimniß. Daß er ganze

Abende bei Sophien war, mit ihr ging, schien allen natürlich. Sie wünschten alle, sie möchte ihn lieben.

Da kam eben Walthers Brief aus Hamburg, und Sophiens Entschluß war gefaßt, ihrem Freunde zu helfen. Die Reise nach Dammhof war beschlossen. „Mein armes Herz, und mein Liebhaber müssen warten,“ sagte sie. — „Pflicht geht vor Liebe!“

Sie reiste nach Dammhof ab. Niemand wußte, wohin sie wollte, als allein Strauch. Er versprach ihr, sie, wo sie seyn möchte, in den Kammerferien zu besuchen.

Sie nahm den Umweg über die Residenz, wo Schlagborn ehemals Minister gewesen war. Sophie hatte zwar wohl einen Plan, aber um ihn auszuführen, mußte sie recht viel von Schlagborn wissen, und ihre ämsige Nachforschung führte sie zu einer Frau, die, als Jungfer, der Frau von Schlagborn ganzes Vertrauen gehabt hatte.

Sophie ging zu ihr, miethete sich dort ein Stübchen im Hause, und die ehemalige Kammerfrau der Ministerin hatte eben so viel Lust zu erzählen, als Sophie zu hören. Die Kammerfrau erzählte von der Gräfin Lenz, von ihrer Liebe gegen ihren Gemahl, von den Nachstellungen des Fürsten. Sie erzählte den Tod der Gräfin. Sophie wußte in vierzehn Tagen alle Familiengeheimnisse des Schlagbornschen Hauses. Sie wußte, wie er mit dem Fürsten bekannt geworden war, und wie sie sich getrennt hatten. Sie erfuhr seine Liebe zu Leopoldinen, und daß der Doctor ihm ihre Hand versagt hatte.

Sophie machte nun Bekanntschaft in dem Hause, wo der Oberkammerherr sein Absteigequartier hatte, wenn er in der Residenz war. Hier erfuhr sie der beiden Brüder Feindschaft; weil der Herr von Schlagborn, der sonst ein so edler Mann war, die Enkelin eines Kompagnie-Chirurgus adoptiren wollte, um seinen

Bruder um die Güter zu bringen, die ihm doch zukämen.

O wie horchte Sophie!

Das Adoptions-Diplom, erzählte die Frau weiter, läge schon ganz bereit, und wartete nur auf den Tod des Kompagnie-Chirurgus, um in Kraft zu treten. Das hatte der Oberkammerherr glücklich herausgebracht. Auch hatte er herausgebracht, daß ein Verwandter von einer Nebenlinie, ein junger Graf Schlagborn Leopoldinen heirathen sollte, um doch dem alten Chirurgus ein Gnüge zu thun, der durchaus verlangte und einen Eid darauf gethan hatte, die Güter sollten an einen Schlagborn fallen.

Die Frau, die das erzählte, hatte selbst dem Oberkammerherrn das Geheimniß mit herausbringen helfen. Sie hörte von einem jungen Mann erzählen, der sich für einen Ungarschen Edelmann ausgäbe, der aber ein ehrlicher Deutscher wäre, eines Tanzmeisters Sohn. Der Herr von Schlagborn hätte ihn aber fortgejagt, weil er

seinem Plan mit dem Mädchen in den Weg getreten sey.

Es kostete dem listigen Mädchen nicht wenig Mühe, das alles herauszubringen, um auf festem Boden ihre Kriegsoperationen anfangen zu können. In vier Wochen war alles geschehen, und sie reiste muthig nach Dammhof ab.

Sie trat in dem Wirthshause ab, und foderte für sich ein Zimmer. Man fragte, woher sie käme, wohin sie wollte. Sie erzählte ganz unschuldig, daß sie mit ihrem Vater nach Berlin gewollt, daß ihr Vater kurz vor Dammhof auf einen Brief, den er erhalten hätte, schnell nach Hamburg zurück müssen, um seinen Sohn, der dort schwer krank geworden, zu unterstützen, und daß sie hier, weil man ihm hier das Wirthshaus sehr reinlich und bequem beschrieben hätte, die Zurückkunft ihres Vaters abwarten sollte.

Man nahm sie freundlich auf, und nach einer halben Stunde machte sie schon den ersten Spaziergang in den Schloßpark, und eine halbe Stunde darauf wuß-

te man schon im ganzen Dorfe und im Schlosse die Ankunft des wunderschönen, freundlichen Mädchens und ihre ganze Geschichte mit einer Menge von seltsamen Zusätzen.

„Wenn's wahr ist, Leopoldine," sagte der Doctor, und griff nach seinem Rohr — „so — aber ein junges Mädchen so ganz allein? aber gehen will ich doch." Der Doctor kam und er fand Sophien mit der Guitarre im Arm, sehr einfach gekleidet, und schöner noch als das Gerücht sie gemacht hatte. Er hörte noch die letzten Töne einer himmlischen Stimme.

„Verzeihen sie, Mamsell, daß ich so hereinbreche!"

Sie legte die Guitarre auf den Tisch, und bat ihn, Platz zu nehmen. Er erkundigte sich nach der Ursach ihres Hierseyns. Sie erzählte ihre Begebenheit, ohne Sorge, ohne Aengstlichkeit.

„Hm! ein so junges Mädchen, so allein hier — der Vater hätte wohl —"

„Das fand mein Vater auch, auch ich. Aber alle Bedenklichkeiten verschwanden

an der Liebe des Vaters. Und ich bin nicht furchtsam. Auch hörten wir, daß ich hier zur Noth auf den Schutz einer sehr ehrwürdigen Familie rechnen könnte, und wenn Sie der Herr von Schlagborn sind —"

„Ich? nein! Ich bin Kompagnie, Chirurgus, und so zu sagen Aufseher des Gutes hier. Aber liebes Kind, wenn Sie — hier — ich wüßte einen bessern Aufenthalt für Sie — doch wer ist denn der Vater?"

„Ein ehemaliger Kaufmann aus **g. Ich fühle, was Sie mir anbieten wollen. Aber ich befinde mich hier wohl, und die Menschen sind so gut. Die Fremde würde Sie, wenn nicht belästigen, doch fremd seyn. Ich danke Ihnen recht sehr verbindlich. Ich befinde mich hier wohl, sehr wohl; und wenn der Herr von Schlagborn mir seinen schönen Park zum gehen erlaubt —"

„Ja, ja! das ist Ein Tag; aber die Langeweile wird Sie quälen."

„Dann wird mir ihre Gastfreundschaft ein paar Bücher nicht versagen, deutsch oder italiänisch. Ich bin gewohnt, allein zu seyn.“

Der Doctor kam, ihres Lobes voll zu Hause. Sie wurde zu Tisch gebeten, und sie erschien, mit dem ganzen Liebreitz ihres Wesens und der Kunst. Schlagborn mußte an ihr die Erhabenheit, die Begeisterung bewundern, womit sie redete. Man bedaurte sie um ihres Bruders willen. Sie sagte: „Ich habe ihn heute im Traum gesund gesehen. Ich bin ganz ruhig.“

Schlagborn lächelte, und der Doctor sagte: „Im Traume? ich will wünschen, daß Ihre Träume ehrlicher sind als meine. Meine sind die größten Lügner von der Welt. Ja, ich hatte einen Traum im Wachen sogar —“ er warf einen betrübten Blick auf seine Tochter — „Er war ein böser Lügner.“ Sophie lächelte und behauptete die Wahrheit ihrer Träume, und fing an, sie aus der Geisterwelt in uns zu beweisen. „Freilich nur der erhabene Mensch sieht die innere Geister-

welt, und sehnt sich nach ihr, wie nur die Alpen ihren Bewohnern mit dem Heimweh nach ihren Höhen das Herz füllen, nicht die Ebenen. Selbst der Unglückliche, selbst Sie, Herr von Schlagborn, Sie sehnen sich nach einer Lösung dieses Räthsels im Menschen durch eine andere Welt, ob Sie die Lösung schon von sich stoßen."

„Kennen Sie mich?" fragte Schlagborn aufmerksam und finster.

„Nein, aber Ihr bitteres Lächeln, die Falte zwischen den Augenbraunen, die finstere Kälte bei unserm Gespräch ist ja deutlich genug. Ihr und des Herrn Doctors Herz sind beide eins. Sie legen nur alles anders aus als er. Unser Auge, wie unser Wunsch reicht über die Gränze der Zeit und der Welt hinaus; unser Fuß ist an den Boden der Erde gebunden. Sie läugnen dem Menschen das Auge ab, und nennen den hohen Wunsch Fanatismus oder Hochmuth. Wie könnte ein Mensch das Leben für etwas dahin geben, wenn das Leben Alles wäre? So lange

Sie nicht das Räthsel dieses Lebens ohne ein zweites lösen können: so lange müßte die Vernunft sogar, ohne das Gefühl des besseren Lebens in uns, ein besseres, ein zweites Leben vertheidigen. Und Sie haben nicht einmal das Räthsel Ihres gramvollen Lebens gelößt, noch weniger das Leben der Menschheit!"

Der Doctor, der sich schon zum Schlafen zurecht gesetzt hatte, rückte wieder an den Tisch, und sah mit väterlichen Blicken Sophien an. „Ich verstehe kaum, was Sie sagen," sagte Leopoldine — „Aber es thut meinem Herzen wohl."

„O Sie verstehen mich jetzt, liebes Mädchen! Denn was ist die Liebe anders als die Sehnsucht nach dem Ewigen? Aber Sie werden mich ganz verstehn, wenn der Himmel den schönsten, den unschuldigsten, den geheimen Wunsch Ihres Herzens erfüllt hat." Leopoldinens Augen glänzten und fingen an zu tropfen. Sie nahm der Fremden Hand, und drückte sie, ohne etwas zu sagen. Schlagborn

saß noch lächelnd da, dann aber stand er auf, und ging. Sie gingen alle. Der Alte mit Sophien. Leopoldine hatte den kleinen Walther zu besorgen.

„Ich wollte, liebes Kind, Sie wären eine Prophetin!" sagte er.

„Das bin ich," antwortete Sophie. — „Das bin ich, wenn die Güte in uns und die Hoffnung auf Gott das Prophetenamt übernehmen darf."

Leopoldine kam dazu. „O wie liebe ich Sie!" war ihr erstes Wort mit einer Umarmung. Die beiden Mädchen verliefen sich in den Park. „Und Sie glauben Ihren Träumen, liebe Sophie?" fragte Leopoldine.

„Glauben Sie Ihren Träumen nicht, und Sie sind so schön?"

„Und doch oft so traurig!"

„Und der Wunsch so sehnsuchtsvoll nach ihm, der so stumm, stumm schied!"

„Wer?" fragte eifrig Leopoldine.

„Wer? O Leopoldine, diese Glut auf den unschuldigen Wangen verräth Sie! Da stand er scheidend. Das

blaue Auge schlug er gramvoll gen Himmel; die heilige Liebe verbarg er in das zerrissene Herz. O wie gut ist er, wie edel! Da ergriff ihn das harte Geschick, und warf ein Meer zwischen die beiden heiligen, liebenden, stummen Herzen! — Aber Glück ist der stillen Treue Lohn!"

Leopoldine stand erblaßt vor dem Mädchen, das die Augen gen Himmel gewendet, in prophetischer Begeisterung diese Worte sprach, und dann freundlich sich an Leopoldinens Busen legte. „Hatte ich in Dein Herz gesehen, Leopoldine?"

Leopoldine schwieg, sie starr betrachtend. „Gott!" sagte sie ängstlich — „wer sind Sie?"

„Was Sie sind; ein unschuldiges, treues, liebendes Mädchen. Aber das Gespräch am Tisch! erinnern Sie sich? war sein Name nicht Trapp, wobei Ihr Auge so schön an zu funkeln fing, und dann sich mit einer Wolke voll Trauer bedeckte, da ihr Vater sagte: „„Gott gebe dem

edlen Jungen einen guten Tag in seiner Ferne?""

„O Himmel!" sagte Leopoldine mit einem frohen und doch verlegenen Lächeln — „vor Ihnen muß man auf seiner Hut seyn. Denn auch über den Herrn von Schlagborn urtheilten Sie aus seinem Gesicht so richtig."

„Und aus seinen Worten."

Nachdenkend und ein wenig mißtraüisch ging Leopoldine neben Sophien; aber Sophiens Anmuth, ihre bescheidene Anspruchlosigkeit, der Reiz ihrer Unterhaltung war so groß, daß sie dennoch das Mißtrauen Leopoldinens überwand. Sie umarmte sie beim Abschiede mit hoher Zärtlichkeit.

Der Doctor war ganz von ihr bezaubert. Schlagborn sagte kalt: „Das Mädchen möchte gern die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ihre Begeisterung ist nichts als eine Toiletten-Büchse." Aber da kam Sophie wieder. Ihre Heiterkeit, ihr fröhlicher Muthwillen, ihre Bescheidenheit, ihre mannichfaltigen Kennt-

nisse, die Art zu streiten, sogar gegen Schlagborn, dessen Behauptungen sie oft mit einer höchst lächerlichen Anekdote zurückschlug, ihr Witz, so scharf und so ächt, brachten ihm doch Achtung gegen das Mädchen bei.

„Ich möchte errathen, Mamsell, welch' eine Art der Erziehung Sie gehabt haben. Eine gewöhnliche ist es nicht."

„Gewiß nicht; denn mein Vater, der mich erzog, ist gar kein gewöhnlicher Mann, obgleich wiederum gar kein Sonderling. Er lehrte mich nur früh, das Leben nicht gering und nicht zu hoch achten, und das zu seyn, was ich gern scheinen möchte, gut und glücklich."

„Glücklich? Wie fing er das an?"

„Ein großes Unglück ist selten, Herr von Schlagborn, oder doch nicht von langer Dauer. Aus dem Grabe sogar sprossen duftende Blumen."

„Und welken wieder."

„Hat Ihr Leben eine unverwelkliche Freude schon verdient?"

„Aber auch nicht den Schmerz eines unerträglichen Unglücks.“

Hier schlug Leopoldine das bekümmerte Gesicht nieder, und der Doctor hob das Auge flehend gen Himmel.

„O ein Mann, der so geliebt ist,“ sagte Sophie leise — „dürfte so nicht sagen! Ich bin ein Mädchen; obgleich freier und männlicher erzogen, als meine Schwestern, hat mir doch das Geschick einen engern Raum für meine Plane angewiesen, als dem Mann. O meine meisten Wünsche sind auf fremdem Werth gebaut, wenige auf meinem eigenen, und ich klage nicht! O ein Mann wie Sie, dem so viele edle Plane gelungen, sollte nicht klagen! Ein Mann wie Sie, dem so viele edle Plane noch hätten gelingen können, hat kein Recht zu klagen. Ich dürfte ihn ja fragen, und ich müßte ja, warum deckst Du das Leichentuch des Schmerzens über Dein Leben, und nicht den Königsmantel der edelsten Thätigkeit? Löste sich nicht der Mißton des Unglücks vielleicht unter den tausend Stimmen der Dankbarkeit in

den schönsten Wohllaut auf? Warum stiegst Du hinab in das dunkle Nachtthal der Zweifel, und stiegst nicht auf die Sonnenhöhe des Glaubens? Denn Sie werden nicht läugnen, daß unsere Grundsätze von uns abhängen, wie unsere Handlungen."

„Wie so?" fragte Schlagborn ein wenig verlegen.

„Wenn das Leben ein unauflösliches Räthsel ist, wie Sie sagen: warum lösen Sie es denn mit dem selbstmörderischen Dolche der Verzweifelung, und nicht mit der sanften Hand des Glaubens an den allgemeinen Wunsch des menschlichen Herzens? Wenn alles ungewiß ist: warum geben sie der Trostlosigkeit allein Gewißheit? Warum zerstörten Sie den Strahl, der aus der Ewigkeit sanft zu uns herüber leuchtet?"

Sophie sah ihn mit nassen Augen an. Der Doctor stand auf. Er legte schluchzend seine Hand auf Sophiens Haupt, und Leopoldine schlug die zitternden Arme um das Mädchen.

„Ich muß noch einmal fragen: kennen Sie mich, Mamsell Strauch?“

„Und wenn ich Sie auch nicht kennte, eine innere Stimme wird Ihnen sagen, ob ich Recht habe.“

„In Ihren Jahren, liebes Kind, scheint uns das Unglück ein Blumenkranz, den man aus Eitelkeit trägt. Sie haben nie einen großen Schmerz erlebt.“

„Nein; aber eine große Erschütterung, die mein ganzes Wesen veredelt hat; und beweißt das nicht mehr als ein großer Schmerz für das Gegentheil?“ Sie stand auf, sie trat an's Klavier zum ersten Male, und sang eine Hymne an die Ewigkeit, mit ihrer vollen, schönen Kunst der Stimme. Der Doctor horchte, lächelnd und Thränen vergießend. Schlagborn sah das Mädchen verstummt an. Ihre Stimme drang gewaltsam durch seine Seele. Er wurde gerührt, so gerührt, daß der Doctor ihn in seine Arme nahm, und sagte: „Sie sind gerührt, Schlagborn!“

„Die Wirkung der Musik, Alter!“

„Warum dringt die stumme Zunge der Musik in die innersten Tiefen der Seele, Herr von Schlagborn, als wäre sie die leiseste Stimme der Geister, die uns umschweben, der Ruf der Ewigkeit, oder die Stimme unserer bessern Sehnsucht? Warum stillt sie den Schmerz und die Freude? Warum erregt sie die unbekannten Wünsche? Sie die Dienerin des Menschen, gäbe ja dem Menschen etwas Höheres, als die ewige Weisheit uns gegeben hat, die Ahnung der Glückseligkeit." Jetzt sang sie die Klage des Geliebten um den Verlust der Geliebten. Dann fiel sie in Leopoldinens Arme, und die beiden edlen Mädchen gingen in die Einsamkeit, fern von den Männern; denn ihre Herzen waren erschüttert.

„O laß uns in's Nachtthal gehen," sagte Leopoldine — „da sind wir allein!" Sie nannten sich schon Du; denn gute Mädchen-Seelen wachsen schneller zusammen als die Herzen der Männer. Sie eilte voran, sich oft umsehend, um Sophien anzutreiben. „Das Nacht-

thal!" das Wort war so oft in Walthers Briefen vorgekommen. Er nannte es auch die Insel der Seligen. Das Gitter ging zurück. Und Sophie, in die Dunkelheit der Grotte eintretend, sagte: „Du führst mich in die Unterwelt."

„Ach, nein, in das Paradies meiner schönen Tage, liebste Sophie!"

Sie setzten sich beide in das Zimmer, wo noch alles so stand, wie Leopoldine und Walther es verlassen hatten. Da lag das aufgeschlagene Buch noch, da stand noch das Geräth zum letzten Frühstück, da die beiden Stühle, auf denen sie gesessen; Leopoldine und Walther, die oft im Nachtthale gewesen waren, hatten nichts berührt.

Nach diesem Gespräche am Tisch, konnte die keusche Leopoldine der Freundin das ganze Herz aufschließen, und doch wußte sie, bei dem festen Entschlusse es zu thun, nicht, welche Worte sie gebrauchen sollte, was sie zu sagen hatte.

„Ach Sophie, was Du diesen Mittag sagtest von dem Troste gequälter Herzen, hat mich schon getröstet, und betrübt zugleich! O gieb mir Deine müde Hoffnung, Sophie! Richte mein Herz wieder auf, das unter dem Schmerze so tief gesunken ist! O mit einer Hoffnung die zerronnen ist, — ich kann Dir nicht sagen, mit welcher — habe ich meine Liebe, meine Geduld, meine Ruhe, mein Herz verloren. Ich sehe kein thränendes Auge mehr als meins. Ich höre keine Seufzer mehr als meine. O gieb meinem Schmerze Deine milde Hoffnug, Deinen Glauben, den auch ich sonst hatte, und — nein, ich habe ihn nicht verloren, aber der Schmerz ist stärker als der Glauben."

Hier lernte ich ihn kennen, Sophie, hier – hierher ist meine Hoffnung gebannt! Hier!"

„Wen?"

„Den edelsten Menschen. Du hast seinen Namen gehört, Trapp. Es kam mir vor, als könnte er ewig nicht gehen,

und da ging er, und kam nicht wieder und kommt ewig nicht wieder."

„Du liebst ihn Leopoldine!"

„Und seitdem ist meine Brust beklemmt; ein erstarrendes Dunkel ruht auf meinem Leben, das sonst so fröhlich, so wohlthätig war; denn er ging, und kam nicht ewig nicht wieder; und frage ich meinen Großvater: so sieht er mich betrübt an, und sagt: Er konnte nicht bleiben; und frage ich Schlagborn, so sagt er kalt: Er konnte nicht bleiben. O warum konnte er nicht? Ich kann ihn nicht vergessen, ihn, der mich vergessen hat, ihn, der nie an mich gedacht hat."

„Du liebst ihn?"

„Wenn das Liebe ist, wovon manche Bücher reden: o so liebe ich ihn mehr, als ein Mädchen je geliebt hat! Denn von meinem Schmerze sagt kein Buch ein Wort. O gieb mir Deine milde Hoffnung, lehre mich ihn vergessen!"

„Das kann ich nicht, Leopoldine! Aber ich kann Dich etwas besseres lehren, glücklich seyn, wenn Du mir versprichst

zu verschweigen allen Menschen, was ich Dir vertrauen will.'

Leopoldine sah sie starr an. „Verschweigen? allen? O foderst Du nichts böses, Sophie?"

„Nein, das, was ich Dir vertrauen will, ist nichts böses."

„So rede! rede! Ich will schweigen."

„Walther ist ein sehr edler Mensch. Er hat Dich nicht vergessen, er kann Dich nicht vergessen; denn er liebt Dich, wie Du ihn."

„Gott, Sophie, wer bist Du denn? Eine Wunderthäterin?"

„Laß mich's für Dich seyn! Ja, ein Wunder brachte mich hierher, ein Wunder, was aber Walther that, ein Wunder seiner heiligen schönen Seele."

„Und weiß er? o wie soll ich das fassen? Wie verstehen?"

„Ein paar Worte erklären Dir das Geheimniß, Leopoldine! Der Herr von Schlagborn liebte Deine Mutter."

„Auch das weißt Du? Er liebte sie. Ach fast glaube ich, auch Sie liebte ihn.

Mein Großvater schied ihre Herzen. O warum mußte das seyn? O Gottlob, unsere Herzen durfte Niemand darum trennen, nicht wahr?"

„Welche Herzen meinst Du, Leopoldine?"

Sie erröthete, sie sagte leise; „wenn sie verbunden wären, Trapp's und mein's."

„Darum nicht. Auch glaube ich wohl, daß Dein Vater nichts gegen Eure Liebe gehabt hat. Oder hatte er?"

„Ach, nein, gute Sophie! Mein Vater liebte ihn, fast wie ich. Und es entfielen ihm doch, da er noch hier war, einige Worte, die ich nicht verstand. O warum mußte er gehen, wenn er mich — — liebte, wie Du sagst?"

„Er mußte gehen, weil er Deinem Herzen, Deiner Hand entsagt hatte."

„O entsagt?" rief sie — „entsagt?" setzte sie leise im sanften Schmerze hinzu. „Aber wer — konnte ihn dazu zwingen?"

„Der Herr von Schlagborn, vermuthe ich nur, doch fast weiß ich es gewiß.“

„O was that ich ihm Leides? O Sophie, es ist nicht möglich! Es ist nicht!“

„Sehr möglich. Er liebte Deine Mutter. Du weißt ohne Zweifel sein Schicksal, was ihn von seiner wohlthätigen Stelle brachte, was ihn so menschenfeindlich machte.“

„Nur traurig, nicht menschenfeindlich! Aber was that ich ihm denn Leides?“

„Seinem Bruder will er seine Güter nicht hinterlassen, und seine glücklichen Unterthanen.“

„Aber doch hat er meinem Vater versprochen, sie sollten in der Hand eines Schlagborns bleiben, und er hält sein Wort. Davon ist mein Vater fest überzeugt.“

„Du sollst die Erbin seiner Güter werden.“

„Ich? wieder etwas wunderbares! ich? das würde mein Vater nicht zugeben, das weiß ich gewiß.“

„Schlagborn will Dich adoptiren. Das Adoptions-Dekret ist bereit, und um also sein Versprechen Deinem Vater zu halten, sollst Du Deine Hand einem jungen Grafen Schlagborn geben. Kennst Du ihn?“

„Ich? ich? o ich? o nein, das kann er nicht wollen! ach nein, dazu kenne ich ihn zu gut! O er kann keine Thräne in einem fremden Auge sehen: wie wollte er sehen, daß ich so unglücklich würde!“

„Kennst Du den Grafen Schlagborn?“

„Er soll ein — sehr — edler Mann seyn, sagt man. Aber was sagt man nicht? Doch, — o Sophie, gieb mir Deine milde Hoffnung! Ich will ihm nicht Unrecht thun. Er ist ein edler Mann, sagt selbst mein Vater, der ihn kennt.“

„Wie Walther hier nun herkommt, dringt Schlagborn ihm mit der Erklärung seiner Absicht wahrscheinlich das Versprechen ab, Dir ewig fremd zu bleiben, Dich, Deinen Umgang zu vermeiden.“

„Wahrscheinlich? Du errâthst? Du vermuthest? Woher weißt Du denn das alles? Zwar scheint es wohl wahr zu seyn; denn, ja, er vermied mich. Und dennoch, sagst Du, er liebte mich? Du vermuthest es?"

„Nein, Leopoldine, das weiß ich gewiß, das! Nun wirst Du mir erzählen können, wie es zuging, daß er troß seines Versprechens Dich dennoch liebte, daß Du ihn liebtest. Seine Briefe enthalten nur räthselhafte Worte."

„Seine Briefe? O Du hast Briefe von ihm? Du? Und wer bist denn Du? Gott, vielleichl seine Schwester? vielleicht ist er der Bruder, der am Tode liegt!" Sie erblaßte bei dieser Vorstellung.

„Er ist nicht mein Bruder. Ich kenne ihn nicht. Er nicht mich. Der Zufall führte seine Briefe in meine Hand."

„Eine Fremde käme hierher, mich — eine Fremde, die ihn nicht kennt, nicht mich. Ach, Sophie, ich habe kein Mißtrauen; aber diese Geschäftigkeit, sagt mein Vater, ist nichts Gutes!" Sie

hüllte ihre Augen in ihr Tuch, und schwieg

„Sophie," fuhr sie auf einmal auf. — „Sophie heißt Du? Er redete einmal von einer Sophie, auch mein Vater, und in räthselhaften Worten."

„Nun denn, diese Sophie, meine theure Geliebte, meine Schwester, diese Sophie, bin ich! Nein, vor diesem reinen Herzen verschwindet Mißtrauen und jede Hülle der Wahrheit!"

„Gott, was werde ich hören müssen!"

„Nichts als Glück, Leopoldine!" Sie erzählte ihr, wie sie von Walthern gerettet wurde aus den Händen des häßlichsten Lasters.

„O das, das ist er! O daran kenne ich ihn! das ist er!"

Mit niedergeschlagenen Augen erzählte dann Sophie seine Liebe, ihre Unbesonnenheit mit Hassen, und dann mit der höchsten Begeisterung, daß Walther für die ungetreue Geliebte in den Tod gegangen war.

Ach das Opfer fühlte Leopoldine! Sie drückten sich beide in die Arme, sie waren beide begeistert. O Leopoldine fand gar nichts darin, daß Sophie um ihn ihr Leben hingeben wollte. Sie fand es natürlich, daß sie seinen Eltern Wohlthaten erzeigt hatte. Alles wurde ihr nun hell und deutlich, da ihr Sophie nun erzählte, wie sie nach Walthers Abreise nach England, den Entschluß faßte, nach Dammhof zu gehen, und ihren Freund dort glücklich zu machen.

Sophie erzählte, wie sie in der Residenz das Schicksal des Herrn von Schlagborn erfahren hatte; aber Leopoldine unterbrach sie mit der Frage: „Aber seine Briefe! an seinen Freund! an seinen Lehrer! O Gott, mit welcher Achtung redete er von ihm? O ja, Dich nannte er auch, die Signora Valetti. Ja, ja, jetzt weiß ich alles.“

Sophie zog Walthers Briefe an den Nachbar hervor, die sie bei sich hatte, als Beglaubigungsschreiben. Sie las sie Leopoldinen vor, nachdem die

zuvor seine Hand erkannt hatte. Sie hörte die Beschreibung seines Eintritts in ihr Haus, die Beschreibung ihres Vaters, dann ihre eigene.

„O es ist alles so, wie er schreibt, Sophie! Alles! Mein Vater war voll von ihm. Ich mußte ihn ja lieben, noch ehe ich ihn gesehen hatte; so voll Lobes seiner treuen Seele, seiner Großmuth, war alles. Die Fräulein Rausch, die hier waren, hatten meine Brust ganz mit ihm angefüllt, und nun sah ich ihn da sitzen in der traurenden Stellung."

Dann kam ein Brief von dem verbotenen Baume. Den erklärte Sophie ganz richtig, und Leopoldine bestätigte es; denn von der Zeit an hatte er sich von ihr entfernt gehalten. „Mein Vater sagte mir: Du kannst ihn nie so sehr lieben, Leopoldine, als er es verdient; und Er — o wie betrübt war ich oft, und wußte nicht, warum!"

Dann kamen ein paar Briefe, aus denen das unruhige Herz voll einer keimenden Liebe recht hell redete, mit An-

spielungen auf das Versprechen, welches ein schweres Opfer foderte. Leopoldinens Bild wurde mit den glänzendsten Farben ausgemahlt.

Ach mit welchem Vergnügen hörte das Leopoldine vorlesen, und die schöne Röthe der bescheidenen Demuth überzog dennoch ihr Gesicht. Sophie sah über den Brief weg Leopoldinen lächelnd an. Leopoldine verbarg die glühenden Wangen an Sophiens Busen.

Dann kam die Beschreibung einer wüsten Insel, der Insel der Seligen, und die blutigen Opfer der Insel.

„Was ist das denn?“ fragte Sophie.

Leopoldine zeigte erröthend auf das Zimmer. Sie erzählte hier von den seligen vier Festtagen im Nachtthal.

Immer erhabener und flammender wurde die Beschreibung von Walthers Liebe, und Thränen des Entzückens und der innigsten Sehnsucht rollten über Leopoldinens Wangen. Sie hatte nicht das Herz, Sophien zu bitten, ihr die-

sen Brief noch einmal zu lesen; aber sie legte die zitternde Hand auf den Brief, da Sophie ihn weggelegt hatte.

„Drücke ihn an Dein Herz, Leopoldine," sagte Sophie lächelnd. Sie drückte ihn an das schlagende Herz, und hielt ihn offen noch einmal Sophien hin. Die las ihn noch einmal.

Dann wurde der Gram schwärzer in den Briefen, die Bilder finster, mitternächtlich, die Hoffnung verging, die Trennung war beschlossen, das Herz war gebrochen. Da kam der letzte Brief aus Hamburg. Das Opfer, das kostbare Opfer war vollendet, die Trennung geschehen, das Leben dunkel, Leopoldinens Gestalt seine ewige Begleiterin.

Leopoldine hatte die Hand über die Augen geschlagen, die Thränen hervorströmten. Dann stand sie auf, und ging wieder wie ehemals hinten in's Gebüsch, um allein den Streit zwischen Schmerz und Entzücken in ihrer Brust enden zu lassen. Aber der Streit war bald verschwunden, vor einem schönern

Gefühl. Sie ging, jetzt emporgehoben von der Erde, in Morgenröthen, die mit Regenbogenfarben schimmerten. Heilige, mit Sternenkronen, umringten sie lächelnd, dann geflügelte Genien, dann ernstere Engelsgestalten, und schütteten auf sie himmlische Lilien und glänzende Blumen herab. Und in der Ferne stand Walther in einer verklärten Gestalt, und lächelte ihr entgegen. Aller Streit in ihrem Busen war geschlichtet. Eine größere Wonne, als die Erde, selbst die Liebe geben kann, senkte sich sanft in ihre Sele, das unversiegbare Gefühl der Ewigkeit. Seine Trennung von ihr hatte nichts Bitteres mehr. Das Leben hatte sie getrennt; aber er ruhete jetzt in ihrer Seele, und sie in seiner.

Bei Leopoldinen spielten die Träume ihrer Nächte noch eine Zeitlang in ihrem Erwachen fort, wie nachbebende Töne einer Glocke. Dieser Traum im Wachen ließ ewig bebende Töne in ihrer Seele nach, und so kams, daß sie selbst wie eine Heilige, die sie umringten, ruhig,

selig, auf Sophien zukam, und leise, aber freudig sagte: „Ich bin nun schon selig! Ich habe ihn wieder!“ und obgleich Sophie ihr sagte, daß des Herrn von Schlagborn Entschluß ein Hinderniß wäre: so konnte sie Leopoldinens feste Ruhe nicht einmal stören. Denn in dem Nachzittern des schönen Traums reichte Leopoldinens Auge und Herz über das Meer, das Walthern von ihr trennte. Ihre Liebe war etwas besseres geworden als der unruhige Schlag des Herzens. Sie ruhete auf einer größern Hoffnung als das Leben. Sie war seiner, sie war ihrer, sie war der Ewigkeit gewiß.

Sophie mußte einige Tage vorüber gehen lassen, ehe sie Leopoldinen bewegen konnte, nur ihre Einwürfe anzuhören.

Da mußte endlich Sophie das schwarze Verhängniß entschleiern. „Wenn aber Walther,“ sagte sie —. „das Opfer ganz vollendet, Leopoldine?“

„Er hat es ja vollendet.“

„Nicht ganz. Wenn er einem andern Mädchen seine Hand gäbe?"

„Das wird er nicht. Das nicht liebste Sophie! Das gewiß nicht!"

„Wenn nun der Herr von Schlagborn, der auf seinem Plan das Glück seiner Unterthanen gebauet hat, auch dieses Opfer von seiner Großmuth fodert, und der bethörte, unglückliche Jüngling, in finsterer Schwermuth, in dunkler Hoffnungslosigkeit auch dieses Opfer bringt? Brachte nicht Deine Mutter den Bitten des Vaters dasselbe Opfer?"

Da zerfloß das himmlische Licht des Traums in finsteres Dunkel, und Leopoldine starrte Sophien an. Sie trat in das arme Leben zurück, sie faßte zitternd Sophiens Hände, um sich zu halten; denn sie schwankte.

„Wenn Du ein paar Worte an ihn schriebst?"

„Sogleich!" rief Leopoldine, und griff nach Papier. Sophie ließ sie allein. Aber nach einer Stunde fand Sophie sie in Thränen, ohne eine Zeile.

— „O was kann ich ihm schreiben!“ sagte sie. „Daß ich ihn liebe? Ich sollte es, und dennoch setzt etwas in meinem Herzen sich zur Wehr, was ich nicht überwinden kann.“

Sophie fragte nach dem, was sich zur Wehr setzte. Es war die schöne weibliche Schaam, die Sophie der Nothwendigkeit wohl hätte zum Opfer bringen können, aber Leopoldine nicht. Ach, nur mit schaamhaftem Erröthen bewilligte sie es nur in ihrem Herzen, daß Sophie schreiben sollte. Sophie sagte es ihr nicht, aber sie vermuthete es doch, weil Sophie die Adresse an Walther in England verlangte. Leopoldine schaffte sie doch, und Sophie nahm sie lächelnd, und ging zu Hause.

Sie schrieb: „Der dunkelste Weg des Lebens ist oft der helle Sommerweg des Glücks. Im Nachtthal wurde eine Liebe geboren, die vergebens die harte Hand eines Mannes trennen will; das Geschick nicht, der Himmel nicht. Sie haben das schwere Opfer gebracht, Walther, und

die schönste Liebe wird es belohnen. Sie werden das Nachtthal wieder sehen, aber dann wird es die Insel der Seligen seyn. In diesem Thale, worin zwei unschuldige Herzen sich in heißer Liebe fanden, trauert jetzt einsam die Liebende im stummen unvergänglichen Schmerz der Trennung."

„Leopoldine! den Namen trägt ein Engel auf Erden, und in dem Herzen des Engels steht der Name Walther."

„Sie sollen Ihr Wort nicht brechen. Sie nicht. Das Schicksal wird Sie Ihres Schwures entlassen, und der finstre Schlagborn wird jauchzen, daß Sie des Schwurs entlassen sind."

„Das Geschick, das dem edleresten Jüngling die schönsten Thaten belohnen wollte, entließ ihn seines Schwurs, noch ehe er ihn that. Treue fodert die Geliebte; denn sie giebt Treue um Treue, Liebe um Liebe."

„Auch mich, die dieses schreibt, werden Sie einst wiedersehen, und dann werde ich lächelnd Sie fragen: Bin ich so Deiner werth? O wie glücklich bin ich,

daß ich auf Ihren Weg die Ahnung der künftigen Seligkeit legen kann!“

„Treue, nur Treue! Walther, nur Treue, und Hoffnung! das ist's, was alle Schutzgeister des edelsten Mädchens von Ihnen fodern. Leben Sie wohl!“

Der Brief ging ab durch einen sichern Boten, und nun versicherte Sophie Leopoldinen, es sey alles geschehen; da schlug das Herz des Mädchens wieder leicht. Der Kummer aus ihren Blicken, der dem Vater so sorgenvolle Stunden gemacht hatte, und auch Schlagborn, verschwand ganz und gar. Leopoldine hüpfte wie ein Vögelchen auf blühenden Zweigen. Der Vater der geglaubt hatte, daß eine geheime Liebe zu Walthern seiner Tochter Herz verzehrte, wurde wieder heiter. Er umarmte seine Leopoldine. Er fragte: „Was hat Dich so erheitert, mein Kind?“

Da sagte sie erröthend, um doch die Wahrheit zu sagen: „Sophie hat mich erheitert.“

„Sophie? wie so? womit?“

„Ach, Vater, mit der schönen Hoffnung des ewigen Glücks!"

Schlagborn fragte den Vater: „Sage mir, Alter, was geht mit Leopoldinen vor? Ich mochte nicht fragen; aber jetzt, da sie so glücklich, so froh scheint —"

„Sie ist's, und Sophie, diese Sophie, der Du mißtrauest, hat das Herz meiner Leopoldine geheilt."

„Mißtrauen ist's nun wohl nicht, aber für ein höheres Wesen, wie Du, halte ich sie nicht. Es bleibt mir etwas räthselhaftes in diesem Wesen, das an Freimuth, an Muth ein Mann mehr als ein Mädchen zu sein scheint, das mit dem Reiz der Koketterie eine Wahrheit zu verbinden weiß, als hätte sie ein halbes Jahrhundert in der Welt gelebt."

„Und diese Mädchenhafte Unschuld!"

„Ja, so scheint's! so scheint's! das eben ist's! Aber hat sie Leopoldinens Kummer geheilt: so soll sie mir ein Engel seyn, wie Dir."

Nach ein paar Tagen fand sie Schlagborn allein im Park. Er redete sie an: „Liebes Kind, ich möchte wohl von Ihnen einmal reine Wahrheit; aber die Wahrheit rein, gerade, derb, mit deutlichem Gepräge, Bild und Umschrift. Daß sie ein ungewöhnliches Mädchen sind, ist gewiß genug. Ich wünschte, Sie wären einmal auch ungewöhnlich wahr."

„Die Wahrheit rein wie Gold? doch lassen Sie hören!"

„Sie sind Leopoldinens Vertraute."

„Das ist Jeder, der sich auf Herzen versteht. Ich bin mehr als das. Ich bin ihre Freundin."

„So wissen Sie des Mädchens Kummer, und kennen die Quelle ihrer jetzigen Freude?"

„Leopoldine — doch Sie wollen Wahrheit, ich Verschwiegenheit. — Leopoldine liebt den Herrn Trapp. Trapp verließ Dammhof, Leopoldine trauerte. Jetzt weiß sie, daß sie geliebt ist, und ist glücklich."

„Wie weiß sie das? ich erstaune."

„Von mir! Sie sehen mich groß an? Von mir! Ich bedurfte nicht einmal Leopoldinens Erzählung von seinem Leben hier, um es zu wissen. Ich gab ihr Gewißheit, und sie ist glücklich."

„Gewißheit? Sie thaten nicht wohl, Sophie!"

„Nicht wohl? Warum nicht? Ich sagte ihr, der Herr von Schlagborn will Dich zu einem Opfer eines seiner Plane machen. So schön der Plan seyn mag, so ist das nicht wohlgethan. Hat er ein Recht, Dich und Dein Glück in seinen Plan zu ziehen: wie viel mehr hast Du das Recht, Dich zu wehren? Trapp gab Dich auf aus Großmuth, und versprach Schlagborn, Dich aufzugeben. Gieb Du ihn nicht auf: so steht alles wieder wie es soll. Der junge Graf Schlagborn mag ein edler Mann seyn; aber wir Mädchen haben nur unsere Liebe, nichts weiter; unser Herz, das ist die ganze Erbschaft, welche uns die Natur gab; und der Mann, der sie angreift, ist unge-

recht. Der Herr von Schlagborn glaubt an keine Tugend, so lerne er zum mindesten an die ewigen Gesetze der Natur glauben, deren erstes die Liebe ist. Er glaubt an keine Vorsehung; so vermesse er sich nicht selbst die Vorsehung zu spielen. Ist der Zufall der Regent der Welt, wie er sagt: so verlange er keine Opfer, welche nur der Tugend gebühren; und führt die ewige Weisheit den Scepter über das Leben: so sey er demüthig und lerne, daß nur der ewigen Weisheit und Liebe ein gebrochnes Herz kein Vorwurf ist.„

„Wer sind Sie? Ich beschwöre Sie, wer sind sie?“

„Ein gutherziges Ding von Mädchen. Ich habe eine Wohlthat zu vergelten, und vergelte Sie, ohne zu grübeln. Denn die Zukunft kenne ich nicht.“

„Und doch kehren Sie eine ganze Zukunft um!“

„Nur Ihre, Herr von Schlagborn! Ein guter Mensch liebt ein gutes Mädchen und welch' ein Mädchen! O wenn Sie etwa glauben, Herr von Schlag-

born, das Herz Leopoldinens sey zum Vergessen gemacht: so irren Sie. Die Liebe sollte die Schutzwehr der Ehe und der Nachkommenschaft seyn; und können Sie sagen, ob sie nicht der Schutzgeist aller Tugenden seyn soll, oder des ganzen Glücks des Lebens? Welchem andern Gefühl gebührte diese Würde mehr als der Liebe? Und so mußte die Natur — o pfui des Namens! — so mußte Gott wohl diesem Gefühl die Ewigkeit verleihen. Die Koketterie, und der Männer Eitelkeit hat sie zu einem vergänglichen Spiel gemacht, nicht Gott! In Leopoldinens reinem Herzen ist sie unvergänglich. Sie ist die Seele ihres Seyns. Dieses Mädchen liebt einen edlen Mann, und ist geliebt. Ich sehe, wie ein anmaßender Plan die beiden Herzen trennt; ich sage es, heißt das die Zukunft umkehren? Ich thue einfach, was ich gutes kann, und überlasse dem Himmel die Erndte."

„Und Sie kamen hieher, Sie, um diese Saat zu säen? Sie hatten einen Plan, und ich habe meinen."

„Wenn es so wäre, Herr von Schlagborn: so kann ich das noch hinzusetzen. Ihr Plan war schon unmöglich, da Sie ihn machten.“

„Unmöglich?“ Er lachte ein wenig spöttisch.

„Ist es ein Widerspruch, Herr von Schlagborn? Vermessen Sie sich, alle Wendungen des Geschicks berechnet zu haben? Kann ich nicht etwas wissen, was mir der Zufall gab, was Sie nicht wissen können? Genug, Ihr Plan, Herr von Schlagborn, ist nicht auszuführen. Sehen Sie mich an! Ist nicht in meinem Blicke, den ich jetzt zu Ihnen erhebe, Wahrheit? Ist nicht in meiner Stimme Gewißheit? Haben Sie einen Grund einer so festen Versicherung von mir zu mißtrauen? Sie sehen, und ich läugne es nicht, daß ich mich in die Begebenheiten Ihres Lebens eingeflochten habe, daß ich hier etwas zu treiben habe. Ich achte Ihren Plan; denn unter Leopoldinens wohlthätigem Herzen wären Ihre Unterthanen glücklich, höchst glücklich.

Die Vorsehung konnte Sie ja gebrauchen, das Glück dieser Menschen zu sichern. O wahrhaftig, Herr von Schlagborn, ich würde mich wohl gehütet haben, in diesen Plan abwehrend einzugreifen, wenn ich nicht ganz bestimmt, ganz vollendet gewiß wüßte, daß seine Ausführung unmöglich ist!"

„Sie dürfen nur sagen, warum es unmöglich ist, und dann — ich werde mich der Unmöglichkeit nicht widersetzen."

„Sie dürfen, sagen Sie? Als ob Sie wissen müßten, was ich darf. Ich darf nicht, und Sie müssen meiner einfachen Versicherung glauben; Sie hatten Ihr Spiel verloren, ehe Sie noch die Karten aufnahmen."

„Und will ich nicht glauben, mein Kind; denn mein Plan ist doch wohl der Mühe werth, — so —"

„So können Sie nur, wenn er zu gelingen scheint, ein paar Herzen zerbrechen; denn gelingen kann er nicht."

„Er wird gelingen! Er soll gelingen!"

„Sie sind jetzt nicht wahr, Herr von Schlagborn; denn meine Versicherung hat Sie zweifelhaft gemacht. Ich gebe Ihnen noch einmal die Versicherung, daß Ihr Plan schon mißlungen ist."

„Ich kann denken, was Sie meinen: Der Großvater des Mädchens —"

„Nein, Herr von Schlagborn, nicht der Großvater. Denn es wäre grausam, diesen ruhigen Greis über die Zukunft seiner geliebten Enkelin zu beunruhigen. Nein, nein! Nicht in der Zukunft liegt die Mißglückung Ihres Plans, sondern schon in der Vergangenheit. Er wird nicht erst mißglücken, er ist schon mißglückt."

„Nun denn, schöne Prophetin, die alles weiß, Sie kennen also den Grafen Schlagborn?"

„Nein, den kenne ich nicht; von dem rührt die Unmöglichkeit gar nicht her. Aber eine Prophetin bin ich, Herr von Schlagborn, und so prophezeihe ich Ihnen, daß die Mißglückung Ihres Plans Sie sehr glücklich machen wird. oder, um recht wie die Priesterin

Apolls in widersprechenden Räthseln zu reden: Ihr Plan ist ganz mißlungen, und dennoch wird er gelingen, und um alle Stirnen schlägt das Glück der Freude blühenden Kranz."

„Ja, liebes Kind, in der That, Ihre Versicherungen beunruhigen mich, obgleich ich meiner Sache so gewiß bin."

„Wessen sind Sie gewiß, der Begebenheiten oder Ihrer Allmacht? Ich bin der Vergangenheit gewiß."

„Sie fangen an, mich irre zu machen. O ich möchte Sie lieber zur Helferin, als zur Gegnerin haben. Mein Plan ist so menschlich, liebes Kind, so wohlthätig, daß so gar des alten Doctors unüberwindliche Grundsätze daran scheitern. Er vermuthet halb und halb, was ich zu thun Willens bin. Mein Bruder — ich wollte Sie kennten auch den — hat mich ihm verrathen, und ich glaube, der alte Mann würde ihn nicht ganz verwerfen, ob er gleich sein Wort gegeben: niemand aus seiner Familie soll Theil haben an mei-

nem Vermögen. Ich wollte, Sie kennten meinen Bruder."

„Ich kenne ihn, und freilich der Gedanke, daß er oder sein Sohn einmal hier Herr seyn soll, muß Sie betrüben. Aber ich bin Prophetin. Er wird nie hier Herr seyn! Nie! Aber was mich wundert, Herr von Schlagborn, ist, warum Sie das beunruhiget? Wovor zittern Sie, wenn er hier Herr wäre?"

„Das Glück meiner Unterthanen, liebe Sophie!"

„Das Glück? Das Glück? Ich weiß nicht, ob er das je in Gefahr bringen kann. Das Glück der Menschen ist — und das ist des Himmels erbarmende Weisheit — nicht von Menschen abhängig. Ein schneller Wechsel kann den Menschen unglücklich machen, aber nur auf kurze Zeit. Der Mensch schickt sich in jede Lage. Wir schlafen auf Eiderdunen nicht süßer als der Arme auf seiner Decke, wenn er daran gewöhnt ist. Ich bin arm gewesen, o so sehr arm, Herr von Schlagborn, daß ich der Armuth, des Mangels bittersten

Kelch getrunken habe; aber unglücklich war ich nicht. Der Neger hat seinen Sonnabend, und seine nächtlichen Tänze, und seine süßen Augenblicke, wo er ruht. Der Hungernde stillt seinen Hunger: eine Minute, die mit den reichen schönsten Stunden um Glück streiten kann. Hochmuth, Eitelkeit, Rangsucht, die Herschsucht, der Ehrgeiz tragen ihre Lorbeerkränze in die kleinste Hütte so gut, als auf den ersten Thron der Erde. Ein Redner in einem Bierhause erndtet die Triumphe, die ein Redner in Parlamente erndtet. Der sechsstündige Schlaf ist dem Bettler süßer als der zwölfstündige dem Reichen. Durchlaufen sie den Tag, die Woche, den Monat, das Jahr, das Leben des Armen, wie ich es durchlaufen habe: er denkt an sein Unglück nicht, weil er nicht Zeit dazu hat; jeder Tag hat seine Freuden für ihn, wie für den Reichen. Was er verliert an Vergnügen, gewinnt er an Freiheit, an Lustigkeit wieder. Die Kinder der Armen spielen so fröhlich, wie die der Reichen. Die Liebe ist allen gleich, die Hoffnung auch.

Doch das haben tausend Philosophen und Dichter gesagt; daran zweifeln Sie nicht. Was kann Ihr Bruder Ihren Unterthanen thun?"

„So wäre Glück und Unglück gleichgültig? das wollen Sie nicht sagen."

„Für die Menschen, das will ich sagen; sonst müßten Sie läugnen, daß der Lappländer das Heimweh fühlt nach seiner unterirrdischen Wohnung, und nach seinem Robbenfett. Aber es giebt ein Glück, was Sie gern abläugnen möchten, und was Sie beständig in Widerspruch bringt, das moralische Glück, und das würde Ihr Bruder hier zerstören. Ihre Unterthanen sind verständige Menschen. Sie haben gelernt, Ihre Blicke über das Leben zu Gott, zu einer bessern Welt zu erheben; und dieses Gefühl des Rechts, der Tugend, der Sittlichkeit, der Unsterblichkeit, Gottes, das würde Ihr Bruder zerstören. Aber was geht das Sie an? Sie, der in den Kreis des irrdischen Lebens das Daseyn, den Zweck des Menschen einschließt. Es giebt ein

Glück, das auf die Tugend gegründet ist, und dazu treibt die Vorsehung das menschliche Geschlecht; das nur kann gedeihen im Schatten der Freiheit, der Gesetze, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit. Ich war arm, o wie sehr arm! nur das Gefühl Einer Tugend schlug in meiner Brust. Dieses Eine moralische Gefühl wurde angegriffen. Das allein machte mich unglücklich. Es war das gewaltsame Gefühl der sittlichen Freiheit, was in dem Mädchen Keuschheit ist, in dem Manne Muth. O das Glück war mein, so arm ich war!"

„Ich habe neben der Tugend in Einem Keime das Verbrechen gesehen."

„Wie neben der Nahrung den Giftbecher, neben dem Tage die Nacht. Aber das Ideal der Tugend weicht aus keinem Herzen, und ist wie die Magnetnadel, die immer nach einem festen, ewigen Angelstern hinzeigt. Dieses Ideal, das Niemand erfinden konnte, denn Niemand war vollkommen tugendhaft, dieses Ideal der Tugend und des moralischen Glücks,

eines höhern als das Leben geben kann: wie ist es in unser Herz gerathen, wenn das Herz nur die Bewegungen der Sinne bejauchzen oder bejammern kann? Aber streiten will ich mit Ihnen nicht; denn Ihr Plan beweist, daß Sie an die Tugend, an die Vorsehung, und Gott glauben. Und bei diesem Gott schwöre ich Ihnen, Ihr Plan ist mißglückt."

Sie sagte das alles mit so funkelnden Blicken, mit einer solchen vollen Ueberzeugung, mit einer so seelenvollen, ruhigen Begeisterung, daß Schlagborn nur mit Mühe seinen Plan sowohl, als seine Grundsätze gegen sie verwahren konnte.

Obwohl er gar nicht begreifen konnte, wie sein Plan mißglückt seyn könnte, so machte ihn doch die feste Versicherung des Mädchens irre. Aber sein Plan war ihm zu theuer, hatte zu lange in seiner Seele gelegen, als daß er ihn aufgeben konnte. Er faßte den Entschluß, das seltsame Mädchen für seinen Plan zu gewinnen. Er machte sie also mit seinem ganzen Plane und allen Umständen bekannt. Er gab

zu, daß Leopoldine und Trapp sich liebten, daß aber diese Liebe nothwendig durch die Zeit, durch die Trennung verlöschen müßte. Er ging nun über zu einer Beschreibung des Glücks seiner Unterthanen, und daß ihm weiter gar kein Mittel übrig wäre, es zu retten, als durch eine Verbindung Leopoldinens mit dem Grafen Schlagborn. Ein Schlagborn mußte der Erbe seiner Güter seyn: das forderte der Doctor, und das hatte er versprochen.

Er sprach jetzt mit eben der Begeisterung als Sophie in der vorigen Unterredung, und Sophie hörte alles lächelnd an. „Wir stehen wieder auf dem vorigen Punkte, Herr von Schlagborn," sagte sie — „ich könnte die vorigen Einwürfe machen, die Sie schon einmal nicht beantworten konnten. Aber nein, ich will, da Sie mich für eine Prophetin halten, Ihnen lieber prophezeihen. Ihr Plan wird erfüllt werden, ein Schlagborn wird Ihre Güter erben. Nicht Ihr Bruder, nicht Ihres Bru-

ders Sohn, nicht der Graf Schlagborn. Das Glück wird unter den Flügeln edler Menschen wachsen. Sie werden glücklich seyn; der Doctor, dieser gute Greis, wird seinen theuersten Wunsch erreichen, das Glück seiner Tochter in Trapps Armen. Wir alle werden glücklich seyn."

„Ein Schlagborn? und nicht mein Bruder, nicht der Graf? Sie wissen nicht, was Sie sagen. Es giebt keinen Schlagborn mehr."

„Es muß wohl noch einen geben, wenn mein prophetischer Geist kein Lügengeist ist. Ihren Plan machte ein kaltes Herz, machte der Hochmuth; sonst würden Sie sich nicht die Macht angemaßt haben, ein Herz zu brechen, das doch dem Zuge der Natur folgt. Nur im irren Traume Ihrer Welt konnte es Ihnen einfallen, sich zum Herrn eines Menschen, Leopoldinens, aufzuwerfen. Meinen Sie, die Welt sey besser daran, wenn ein Mensch die Zügel der Vorsehung ergreift? denn ohne eine Vorsehung können Sie selbst Ih-

re Welt nicht beherrschen, ein Beweis: daß Ihr ganzes System mit Ihrem Innern im schreienden Widerspruche steht."

„Ergreifen Sie denn nicht auch die Zügel der Vorsehung, wie Sie es nennen?"

„Ich? Ich? Herr von Schlagborn! ich bewege nicht eine Hand. Leopoldine sagt: Ich liebe! und ich antworte: Du bist geliebt! Ich zittere vor dem Plane des edlen Herrn von Schlagborn —"

„Von wem wußte Sie das?"

„Von mir. Ich antworte ihr: Ich zittre nicht. Der Plan ist mißglückt. Sie sehen, ich thue nichts. Ich sage nur die Wahrheit. Können Sie das auch? Können Sie auch Leopoldinen sagen: Trapp liebt Dich? Aber sieh, Leopoldine, ich möchte Dich gern als Grundstein zu der Ehrenpforte gebrauchen, die ich mir erbauen will. Mir glaubt Leopoldine. Sagen Sie ihr, Deine Liebe ist vergänglich, wandelbarer als Wasser, unstäter als Luft. Sie wird Ihnen nicht glauben. Sie könnten sogar

Recht haben, Herr von Schlagborn; aber so hätte die Treulosigkeit einen Schirm gefunden, hinter den sie sicher flüchten könnte. Sie könnten Recht haben; aber das Herz, das Ihnen glauben kann, hat nicht geliebt, und sucht nur den Vorwand zu den grausamsten aller Verbrechen. Wenn die Zeit den Schmerz der Wittwe über den Tod des Mannes mildert und endlich verlöscht, wollen Sie darum sagen: Vergifte Deinen Mann; denn Du wirst ihn vergessen! Wenn die Mutter dem Kinde ihr Glück, ihre Ruhe opfert: wollen Sie ihr zurufen: Verlaß Dein Kind, Du wirst es vergessen? Sie gaben eine Geliebte auf, Herr von Schlagborn: Haben Sie sie denn vergessen?"

Hier wendete er sich ab. „Ach!" sagte er dann traurend. — „Ich verlor alles, alles was das Leben versüßt, Sophie! Die Geliebte — das Geschick war nicht versöhnt. Es richtete seinen giftigen Pfeil zum zweitenmal auf mein Herz. Ich verlor eine geliebte Gattin,

und einen Freund auf einmal, und mit ihnen versank die innre, schöne Welt des Glaubens an — — an — Menschen."

„An Menschen? und an Ihrer Seite steht ein Heiliger, Ihr Freund, der Doctor?"

„O hätte er in der Welt, unter dem Sturm der Leidenschaften gelebt!"

„O! O! Herr von Schlagborn, das ist grausam! Das ist mehr als grausam! Sie drücken den giftigen Pfeil der Verläumdung in das Herz eines Engels." Sie vergoß Thränen. „Nein, Sie sind nicht groß, nicht edel! Sie sind — —"

„Nein, Sophie, nein! Nein! Sein Herz ist eine Ausnahme. Sein Herz ist der Winkel, wohin die Tugend geflohen ist. O verzeihe mir, Du heiliger Greis! Nein, Du stehst aufgerichtet, wie die Bildsäule eines Gottes mitten in der allgemeinen Zerstörung da!"

„Und neben ihm, Herr von Schlagborn, zwei Götterbilder, Trapp und

Leopoldine. Trapp hat die Probe der Tugend bestanden."

„Hat er?" rief Schlagborn heftig — „nun dann so wird sie Leopoldine auch bestehen. Und Sie, Sophie, Sie! Ich ehre Sie! Sie haben genug gethan. Ich bitte Sie, lassen Sie alles gehen. Gönnen Sie einem unglücklichen Mann, dem das Schicksal alles nahm — —"

„Es nahm Ihnen und gab Ihnen."

„Es nahm mir einen Sohn, auf den ich alle meine Hoffnungen gesetzt hatte. O Sie wissen nicht, was ich an ihm verlor! Niemand weiß es. Und wenn alle meine Wunden heilen, diese heilt erst im Grabe."

Hier stieg ein Himmel voll Freude und Mitleiden in Sophiens Seele empor. Sie erhob das seelenvolle Auge auf Schlagborn, und sagte, ihm beide Arme entgegen streckend: „Sie heilt früher, theurer Herr von Schlagborn!"

„O was wüßten Sie von dem Schmerze eines Vaters? Der Schmerz des Vaters ist ewig.“

„Giebt es einen ewigen Schmerz: so giebt es auch eine ewige Freude. Ist des Vaters Schmerz unendlich: so ist das Wiedersehn eine unendliche Freude. Aber noch vor dem Grabe wird Ihr Schmerz Freude.“

„Sie scherzen mit dem Unglück eines Vaters?“

„Und wenn der Prophetin Worte wahr sind, Herr von Schlagborn: welch' einen Lohn wird sie erhalten?“

„Ich bitte Sie, Sophie, hören Sie auf!“

„Wenn aber die Prophetin Recht hat? Welchen Lohn —“

„Den sie forderte! Jeden!“

„O Herr von Schlagborn, das Leben hat seine Stunden, die mit den Freuden der Ewigkeit gekrönt sind. Sie, o Sie läugnen die Ewigkeit, und Sie, Sie sind von den Wenigen ausgelesen, die Freude des Himmels schon hier in ihrem

ganzen wonnevollen Umfange zu schmecken."

Schlagborn erstaunte vor der hohen Begeisterung, womit das Mädchen das alles sagte. In seinem Herzen wollte sich eine Hoffnung erheben; aber die Gewißheit seines Elends zerdrückte sie. Er heftete das finstere Auge an den Boden.

„Man sagte," fuhr Sophie, sich besinnend fort — „Sie hätten Ihren Sohn nicht geliebt."

Da erhob er den flehenden Blick gen Himmel. „Ach, das ist meines Herzens schärfster Dolch! Ich glaubte, Niemanden lieben zu dürfen. Ich verbarg meine Zärtlichkeit hinter einem falschen Ernste. Ich verlor meinen Sohn, und ich habe nicht einmal den Trost, daß er mich geliebt hätte. Er verließ mich kalt, wie ich ihn kalt gehen hieß. Damals verkannte ich die Freude, die mir noch übrig war. O wie wollt' ich um seine Liebe buhlen, wenn er noch lebte!"

„Denken Sie an den Lohn, den Sie der Prophetin versprachen, Herr von

Schlagborn!“ sagte Sophie, und sie hüpfte mit einem Herzen voll Seligkeit davon.

Sie wußte jetzt mit der vollendetsten Gewißheit, daß Schlosser Schlagborns Sohn war. Sie hatte von dem Doctor den Namen des alten Bedienten Gottfried gehört, der den jungen Schlagborn begleitet hatte. Aber noch immer war ihr ein kleiner Zweifel geblieben, den Leopoldine lößte.

Sophie hatte Leopoldinen oft nach dem jungen Schlagborn gefragt. Leopoldine beschrieb ihn, aber so, daß Sophiens Zweifel vermehrt wurden. „Hat denn der Vater nicht einmal,“ fragte sie, da sie von dem Schmerz des Vaters über den Tod des Sohnes redeten — „ein Portrait von dem Sohn?“

„Es ist eins da,“ sagte Leopoldine — „und es ist zum Sprechen ähnlich. Aber der unglückliche Vater darf es nicht sehen. Mein Großvater hat es; aber er bringt es nie zum Vorschein.“

„Sophie plauderte mit dem Doctor über den jungen Schlagborn. „Ich weiß nicht,“ sagte sie — „es ist als hätte ich in Italien einen Schlagborn gesehen.“ Sie fing ihn an zu beschreiben, und der Alte legte den Finger auf den Mund, schloß einen Schrank auf, suchte, und holte ein Portrait hervor. Er hielt es ihr hin und fragte: „Ist er das?“

Fast hätte die Freude das Mädchen verrathen; denn das Portrait war Schlossern zum Sprechen ähnlich. „Nein,“ sagte sie kalt — „Ich muß irren; denn er hat keinen Zug von diesem Bilde.“

Aber nicht alles gelang Sophien. Denn die fromme Leopoldine hatte eine ungemeßne Eh[illegible]t vor Schlagborn, und sie fing an zu überlegen, wie grausam es sey, daß der unglückliche Mann seine letzte Hoffnung verlieren sollte. Schlagborn auch behandelte jetzt Leopoldinen mit einer so weichen Liebe. Hatte er sie allein: so öffnete er, was er nie gethan hatte, sein Herz gegen sie. Er erzählte ihr, wie er in seiner Jugend ihre

Mutter so heiß geliebt hatte, und wie er dennoch diese reine, heilige Liebe ihres Vaters Grundsätzen aufgeopfert hätte. Deine edle Mutter, mein theures Kind, liebte auch mich; aber sie gab ihre Hand einem Manne, ach, der ihr fremd war. Sie brachte das stolze Opfer, glaube mir, einem Vorurtheile Deines Großvaters. Mehr war es nicht, als ein Vorurtheil. O wäre der Preis das Glück meiner Unterthanen gewesen: sie hätte das kostbare Opfer zehnmal wiederholt! Denke, o denke, liebstes Kind, wenn mein harter Bruder, oder sein Sohn hier Herren wären: so müßte ja die Wohlhabenheit aus jeder Hütte verschwinden. Kömmst Du wieder hierher: so würdest Du nichts als bleiche, abgehärmte Gesichter sehen; nur Augen voll Thränen; Herzen voll unerhörter Wünsche. Jeder Seufzer würde Dir nachrufen: O wäre die gütige Leopoldine hier geblieben, wir dürften nicht seufzen, wir wären nicht so unglücklich!"

So sprach er, und erfüllte das Herz Leopoldinens mit bangen Zweifeln.

Sophie mahlte ihr dagegen Walthers Bild vor, sein unglückliches kummervolles Leben, wenn nicht Leopoldine ihm treu bliebe; aber sie erreichte nichts weiter dadurch, als daß sie des armen Mädchens Herz mit neuen Schmerzen füllte, die es noch mehr beklemmten. Die Versicherung Sophiens, daß Schlagborns Güter nicht an den Oberkammerherrn fallen könnten, half nichts, oder nur auf Augenblicke; denn wenn Leopoldine mit bittenden Thränen an Sophiens Brust fiel, und fragte: „Woher weißt Du das? Was weißt Du denn?“ so hatte Sophie keine andere Antwort, als eine neue noch festere Versicherung. Vertrauen durfte sie ihr das Geheimniß nicht. Wie hätte Leopoldine es verschweigen können, die kaum ihrem Vater, und mit Gewissensvorwürfen verschweigen konnte, was sie wußte; denn sie sah, wie sehr das alles den alten ehrwürdigen, ruhigen

Greis beunruhigen mußte. Auch traute Sophie dem Herrn von Schlagborn nicht in diesem Punkte. Denn da sie einmal mit dem Doctor über das Verhältniß des Herrn von Schlagborn gegen seinen Sohn redete, und das Verbot des Vaters, daß sein Sohn kein Mädchen unter seinem Stande heirathen sollte, hart fand, sagte der Doctor: „Ja das hatte seine eignen Gründe! Der Busenfreund Schlagborns, der General Brockdorf, ein armer, aber ein sehr edler Mann, hatte seine Tochter für den jungen Schlagborn erzogen, und zugleich zur Mutter für unsere Menschen hier. Schlagborns Sohn hatte das Mädchen gesehen, und wir alle mußten glauben, daß sie ihm gefallen hatte.“

„Der General war davon überzeugt. So hielt der Vater ein simples Verbot für hinlänglich. Auch kannte er seinen Sohn; und wäre er nicht gestorben: so hätten wir auch ohne Zweifel unsern Wunsch erreicht.“

„Nun warum giebt denn Schlagborn nicht das Mädchen dem Grafen Schlagborn, um seinen Plan auszuführen?“

Der alte Mann schüttelte den Kopf, holte einen tiefen Seufzer, und sagte: „Das ist unmöglich! Glauben Sie mir, mein Kind! Schlagborn ist ein sehr unglücklicher Mann. Er verlor die Geliebte, die Frau, die er liebte, den Glauben an die Menschheit, dann den Sohn, dann — dann eben das, wovon Sie redeten; eben den Plan hatte er.“

Unmöglich konnte jezt Sophie ihr Geheimniß verrathen. Denn der General hatte für seine Tochter die glänzendsten Parthien ausgeschlagen, um seinem Freunde Wort zu halten. Schlagborn glaubte nicht an Liebe: konnte sie wissen, was er von dem Sohne fodern würde? Durfte sie Mariens Ruhe wagen? die Ruhe der Trappschen Familie? Sie mußte schweigen. Sie schwieg.

Aber sie zitterte vor Leopoldinens Zweifeln. Es half ihr nichts, daß

Walther von London an den Doctor schrieb, und auch des räthselhaften Zettels erwähnte. Auch Schlagborn hatte einen Brief von ihm; und an den leuchtenden Augen, womit Schlagborn den Brief las, und an seinen ungewöhnlich heitern Blicken sah Sophie sehr wohl, daß auch er an Walther geschrieben, und gewiß eine Bestätigung seines Versprechens erhalten hatte.

Leopoldinens Seele wurde immer banger; denn Schlagborn näherte sich immer mehr mehr in friedlichem Vertrauen dem Mädchen.

Sophie mußte dazwischen treten. Sie suchte Schlagborn auf, da Leopoldine beschäftigt war. „Sie haben mir etwas zu sagen, sehe ich."

„Ja, Herr von Schlagborn," sagte Sophie sehr ernst. „Etwas sehr wichtiges. Sie kennen mich nun seit acht Wochen. Ich wohne jetzt unter ihrem Dache. Ich habe Ihre Achtung, und meine Grundsätze habe ich nicht verhehlt. Ich achte Sie, Herr von Schlagborn,

selbst ihre Grundsätze machen mich nicht schaudern. Ich halte mich an Ihr Herz. Daß ich hier mir Absicht bin, das wissen Sie längst; daß Sie mich dennoch achten, giebt mir den Muth, frei mit Ihnen zu reden."

„Gut, wenn Sie das wollen! Ich liebe die Intriguen nicht; und wenn ich anfangs mißtrauisch gegen Sie war: so halten Sie mir das gewiß zu gut. Was ist Ihre Absicht?"

„Meine ganze Absicht ist, Leopoldinen mit ihrem Geliebten zu vereinigen. Das wollte ich, das mußte ich, daran setze ich, alles, was ich bin. Aber das Schicksal hat aus diesem mir theuren Wunsch mehr gemacht; das Schicksal, nicht ich, der Zufall, nicht ich! Ich bin hier der gute Genius der Liebe eines sehr edlen Paars, aber der Zufall hat auch mich zu Ihrem guten Genius gemacht, und so warne ich Sie, Herr von Schlagborn, mit alle dem Ernst, dessen ein theilnehmendes, warmes, menschliches Herz fähig ist. Ich ergreife wie ein Geist

Ihre Hand, und führe Sie von einem Abgrunde zurück, an dessen Rande Sie wandeln. Ihre Absicht ist gut, und wer weiß, ob Sie mich nicht beredet hätten, Theil daran zu nehmen; aber ich weiß ja so gewiß, daß Ihr Spiel schon verloren ist; ich weiß ja, theurer Herr von Schlagborn, daß Sie ein paar Herzen auf dieses verlorne Spiel setzen, die ich retten möchte. Aber Ihren schönen menschlichen Plan hat der Himmel ja schon ausgeführt. Er will Sie beglücken, und Leopoldinen, und Walthern. O wie fang' ich's an, daß Sie mir glauben! O könnte ich Ihnen meine ganze Seele zeigen, damit Sie sehen, wie gewiß das ist, was ich Ihnen sage!"

„Das können Sie, wenn Sie reden."

„Das Vertrauen hat seine Gränzen. Ich darf reden, aber nicht verrathen. Ich darf Sie warnen, und Sie müssen mir glauben, wenn Sie mich nicht für eine Betrügerin halten. Und bin ich das Herr von Schlagborn?"

„Nein! Sie machen mich unruhig; aber weiter nichts. Wenn Sie nicht reden dürfen: so darf ich nicht glauben. Ich bin kein Tyran, ich werde Leopoldinen nicht zwingen. Aber was die sanfte Gewalt der Ueberredung vermag, das werde ich."

Und er hielt Wort. Er fuhr mit Leopoldinen auf ein nahes Gut, um dort den Schaden zu untersuchen, den eine Feuersbrunst angerichtet hatte. Sie kamen auf der Brandstätte an, und fanden zehn Familien ohne Obdach, in den Abgrund einer schwarzen Verzweiflung versunken. Leopoldine irrte unter den Unglücklichen umher, und ihre tröstenden Worte, Ihre Versicherungen, daß Schlagborn sie unterstützen würde, brachte wieder den Stral der Hoffnung auf jedes bleiche Gesicht.

Sie vertheilte, während Schlagborn mit der Gemeine über die Mittel der Hülfe redete, die Lebensmittel, die Kleidungen, die sie mitgebracht hatten. Sie wies den Leuten sogleich Zimmer in

dem Herrenhause zur Wohnung an, die sonst nicht unterkommen konnten.

Schlagborn hatte unterdeß schon Holz und Steine zum Aufbau der Wohnungen angewiesen. Das Saatkorn, das verloren gegangen war, wurde ersetzt, das Vieh, das im schnellen Brande umgekommen war, bezahlte er. Die Gemeine trat noch hülfreich zu; und ehe der Abend da war, waren Schlagborn und Leopoldine von einem Haufen glücklicher Menschen umringt, die sie segneten mit Thränen der Freude, und des Danks, und mit Menschen, die eben so großmüthig gewesen waren als Schlagborn selbst.

Leopoldine ging auf den Flügeln des Glücks. Sie sank in Schlagborns Arme, mit den rinnenden Thränen der Freude. „O daß wir geholfen haben, Leopoldine, das ist's nicht, was mich freut; das konnte ein Reicher, ein harter Reicher sogar, dessen Herz von dem Anblicke des Unglücks gerührt wurde. Aber daß die übrigen Bewohner des Dorfs mit

kaum etwas übrig zu helfen ließen, daß sie mit mir stritten, daß sie mehr thun wollten als ich, das, das, Leopoldine, ist mein Triumph, Deines edlen Großvaters Triumph, und Deiner, Leopoldine! Deiner! Daß wir wohlhabende Menschen haben, ist wenig; daß wir aber durch unser Beispiel, durch Unterricht gute Menschen gezogen haben, o das ist's, was mir Freude und Sorge macht!"

„Sorge? O Sorge auch Herr von Schlagborn?"

„Sorge, die schwerste! die schwerste Leopoldine! Wenn ich todt bin: so wird mein Bruder, oder sein Sohn unsere Anstalten vernichten; denn sie sind kostbar. Der Unglückliche wird ohne Hülfe bleiben, und verarmen. Laß das Unglück, dem wir abhalfen, geschehen, und man zuckt höchstens in Dammhof die Achseln. Die Unglücklichen, die ohne Hülfe bleiben, werden hart und grausam, wie ihr Herr; die Glücklichen, die auf keine Hülfe rechnen dürfen, wenn das wechselnde Unglück sie trifft, sparen für

sich: So wird nach und nach alles Gute meine Güter verlassen, und nach zwanzig Jahren leben hier Menschen, wie unsere Nachbarn, rohe, eigennützige selbstsüchtige Barbaren."

„O das gebe Gott nicht!"

„Sieh, Leopoldine, da hatte ich einen schönen Traum, das Glück hier von Kind auf Kind fortzuerben; aber es soll nicht seyn; denn Du liebst ja Trapp!"

Da war es heraus. Leopoldine stand bleich und mit hülfesuchenden Blicken vor ihm. „Du liebst ihn?" fragte er.

Sie reichte ihm die zitternde Hand statt der Antwort. „Sieh, Leopoldine, da hatte ich einen schönen Traum, darin stand von Deiner Liebe nichts; aber mich dünkt, schönere Gestalten. Leopoldine stand in diesem schönen Traume, und rings um ihr her alle meine Unterthanen, beglückt von Leopoldinens gütigem Geiste. Neben ihr stand ein edler Mann, hier Herr, der Graf Schlagborn; und Deines Großvaters Geist

und meiner, und Deiner edlen Mutter Geist sahen aus leuchtenden Wolken mit segnenden Blicken auf Dich herab. O Leopoldine, daß mein Traum noch früher zerrinnen muß, als mein Leben!“

„Ich liebe ihn, den Sie selbst Ihren Freund nannten. Gewiß, ich wußte nicht, daß es Liebe war!“

„Es ist Liebe. Ich liebte auch, und meine Liebe wurde ein Opfer für die Freundschaft. Deine Mutter liebte — doch ich will Dein Herz nicht beängstigen. Trapp liebte Dich, ich erzählte ihm meinen schönen Traum. Er fiel an meine Brust, und dann schied er auf ewig von dem geliebten Mädchen.“

Sie reichte ihm noch einmal und noch zitternder die Hand. Da erzählte er ihr seinen ganzen Plan, und Leopoldine saß mit bleichem Gesichte bebend da, und hörte zu. „Das war mein Traum!“ so schloß er — „Du kannst ihn in's Leben rufen, Leopoldine! Was sagst Du, mein Kind?“

„Ach, Herr von Schlagborn, was ich jetzt sagen kann, das wissen Sie ja! Ach, schon oft habe ich Ja gesagt! Aber dann wieder war mir's, als müßte dieses Ja mein Herz zerbrechen. Wie sollt ich leben ohne ihn! Wie könnt ich! Ach, wäre Sophie nicht gewesen, ich hätte, glaube ich, mit Freuden ja gesagt, und dann wäre mein Herz doch gebrochen. Muß ich ja sagen? Sie sind ja mein Vater! Sie verstehen mir ja am besten zu rathen!"

„Nein, liebe Leopoldine, das Gute, das Opfer der Tugend verschmäht allen Rath. Frei soll das Herz das Gute ergreifen. Nimm Dir Zeit, bedenk', überlege! bedenke alles in der Stille! und ich weiß ja, was Du wählen wirst. Sieh, ich will Dir ein Jahr geben zum Ueberlegen. Bis dahin will ich nie ein Wort mit Dir darüber reden. Bedenk das Glück so vieler Herzen, ob Deins unter dieser himmlischen Wonne brechen muß. Und nun laß uns schweigen, und zurückkehren. Sophie meint es nicht schlimm;

aber sie kennt das Glück nicht, was wir unser nennen. Nun laß uns darüber schweigen. Ueberlege es vor Dir selbst, und Dein guter Engel wird Dir sagen, was Du thun sollst. Sophie ist Dein Engel nicht."

Da Sophie Leopoldinen sprach, da sah sie, daß alles verloren war. Leopoldine erzählte ihr die Unterredung, die sie mit Schlagborn gehabt hatte, und — ihren Entschluß, sich für das Glück der Menschen in Dammhof aufzuopfern.

Sophie las ihr noch einmal Walthers Briefe vor: „O warum drückst Du das Schwerd der Angst durch meinen Busen, Sophie? Er selbst giebt mir ja das große Beispiel! Er selbst, ich kann nicht anders."

Sophie gab ihr noch einmal die Versicherung, daß ihr Opfer nicht nöthig sey. Aber Leopoldine antwortete nur mit Seufzern. Leopoldine fing an zu überlegen vor sich selbst, wie Schlagborn ihr gerathen hatte. Der

Entschluß blieb fest in ihrem beklemmten Herzen stehen, den Plan Schlagborns auszuführen; und da er fest stand: so war es ihr eins, ob er heute oder nach einem Jahre ausgeführt werden sollte.

Sophie konnte mit allen Vorstellungen und Bitten nicht mehr erhalten, als daß sie das Jahr hindurch, was Schlagborn ihr bewilligt hatte, nichts entscheiden wollte. Schlagborn selbst konnte nicht früher auf die Entscheidung dringen; denn erst mußte auch des Vaters Bedenklichkeit überwunden werden, und diese Bedenklichkeit war nicht leicht zu besiegen.

Da kam Strauch in den Kammerferien, um Sophien abzuholen. Noch einmal ließ sich Sophie das Versprechen von Leopoldinen, noch ein ganzes Jahr hingehen zu lassen, ehe sie ihren Entschluß erklärte, feierlich wiederholen. Dann nahm sie Abschied, und reißte ab. Schlagborn dankte dem Himmel, daß er von ihr befreit war.

Eine alte Bekanntschaft.

Am Ende der zweiten Tagerrise sprengte ein Reuter neben dem Wagen weg, von einigen Jägern begleitet. Der Reuter sah im Vorüberjagen in den Wagen. Dann ritt er langsamer. Dann kehrte er zurück, kam langsam gegen den Wagen, und rief, da er eine Zeitlang Sophien betrachtet hatte: „O beim Himmel! Sie sind's, Sophie! Sie sind's!“

Sophie betrachtete ihn aufmerksam, aber erinnerte sich seiner nicht. „Sie haben freilich ein Recht, mich zu vergessen; aber ich habe kein Recht, Sie zu vergessen. Wahrhaftig nicht! Meine Sappho! Meine Aspasia, meine Heilige!“

„Ach, Sie sind's,“ rief Sophie lachend — „Graf Walensee! In der That, etwas angenehmeres konnte mir nicht begegnen, als eben Sie. Und wenn Sie Zeit haben, so —“

„Ich habe Zeit, Sophie, Zeit, und ein freundliches Dach für Sie. Sie sind hier auf meinem Grund und Boden. Er

ließ den Wagen vom Wege ab in einen Tannenwald ablenken, und befahl dem Postillon, ihm zu folgen. Er sprengte voran. Strauch sah Sophien lächelnd an; aber doch war etwas bedenkliches in seinem Gesicht; denn der Graf Walensee war der schönste junge Mann, den er je gesehen hatte, und die vertraulichen Namen Sappho, Aspasia, die er Sophien gab, gefielen ihm nicht.

„Ein alter Bekannter, an den ich mit Vergnügen denke,“ sagte Sophie sehr heiter.

Der Wagen hielt vor einem prächtigen Palaste. Der Graf hob Sophien aus dem Wagen. „Darf ich Sie nun willkommen heißen, meine liebe Sophie?“ Sie hielt ihm die schöne Wange hin, und der Graf küßte die Wange, und dann bückte er sich ehrerbietig gegen sie, und küßte ihre Hand. „Sehen Sie, Sophie,“ sagte er scherzend, „daß Sie mir nun doch einen Kuß freiwillig gegeben haben?“ Er bot ihr den Arm, und führte sie die Treppe hinauf.

Im Zimmer fragte er: „Wer ist der Herr, Sophie?“

„Ich bin seine Verlobte, Herr Graf; er heißt Strauch.“

„O geschwind, sagen Sie mir, Strauch, wie fanden Sie das Geheimniß, dieses harte Marmorherz zu rühren?“

„Er liebte mich; da haben Sie das Geheimniß!“

„Und liebte ich Sie nicht auch? O Herr Strauch, ich liebte Ihre Braut mit einer rasenden Leidenschaft, und Sie? Sie – o Sophie, ich hatte geschworen, Sie zu entführen, mein Heil, mein Leben an Ihren Besitz zu setzen.“

„Aber nicht Ihre Ehre, Herr Graf! Das wußte ich, darauf trotzte ich.“

„O darauf nicht, Sophie! Denn wenn das Leben nichts mehr gilt: dann wird die Ehre nicht mehr, als was sie gelten kann. Ich hatte beschlossen, glauben Sie mir, alles an alles zu setzen! worauf Sie trotzten, das war nicht meine Ehre, das war Ihre Unschuld, diese heitere, reine Engelsunschuld, die nicht

Plauderei, Blödigkeit, nicht Aberglauben war, sondern — lassen Sie mich sagen, was mich so oft erheiterte — Theilnahme an meinem Wohl.“ Er küßte ihr die Hand.

Hier fing Strauch heiter an zu lächeln; und er fing an, sich mit in das Gespräch zu mischen.

„Sie sind noch nicht verheirathet, Graf?“ fragte Sophie.

„Still! still! o still!“ rief er. „Sie stoßen in eine Wunde, die ewig bluten wird, wenn das Geschick sie nicht noch heilt.“ Er wendete sich ab, er ging zweimal mit großen Schritten im Saale auf und nieder. Dann sagte er: „wissen Sie noch Sophie, was Sie mir in unserer letzten Unterredung sagten: Sie werden mir einmal Ihre Gemahlin vorstellen, und dann werden sie sagen: Sophie war weiser als meine Leidenschaft, und ich werde Sie fragen, Graf: Sind Sie nun nicht glücklicher? O Sophie, ich liebte Sie wahrhaft! Ich liebte Sie! Und hätten Sie mich geliebt: wir wären glücklich

geworden und hätte ich die Wohnung des Glücks mit Ihnen in den Wäldern Amerika's aufsuchen müssen. Ich fand nun, o Sophie, ich fand nun endlich ein Mädchen, ich könnte sagen, eine zweite Sophie. Und doch war sie ganz anders als Sie! Aber glücklich bin ich nicht geworden! — Glücklich nicht! — Und doch habe ich den ganzen Kelch der Lebensfreude ausgetrunken. Eine Welt voll Seligkeit war mein! doch warum betrübe ich Sie und mich?"

Er schwieg lange. „Sie sagten es mir voraus: mein Hang nach Abentheuern, die Lust, mein Glück auf Nebenwegen zu suchen, würde mich verderben. Sie hat mich verdorben, und doch bin ich noch so wie sonst. Ich kann mich nicht finden in eine Welt, die sich wie ein Uhrzeiger dreht, Nachts wie am Tage, in eine Welt, die tausend ungeheure Wünsche giebt, und keinen befriedigt, die immer eine ungeheure Leere, und eine unermeßliche Sehnsucht im Herzen zurückläßt. Das ist nur Ungeduld, meine schöne Heilige

mit der tadelnden gerunzelten Stirn! Nicht Gram, nicht Kummer! Der Himmel hat mir viel gegeben, viel! wie viel! und viel genommen! Ach, wie viel! Er gab mir einen Vater, eine Schwester, — o eine theure Schwester! Er gab mir einen Freund. Er nahm mir — die geliebteste Frau, und" — er schlug gewaltsam die Hand auf die Augen — „ich will nicht klagen; ich will jeden Genuß mit offnem Sinne annehmen, und gebe der Himmel mir nur viel Tage wie diesen, wie diesen, Sophie! O Sophie, glauben Sie mir, ich bin nicht schlimm! Ich bins nicht!"

„Habe ich das je geglaubt, Herr Graf? Aber ich werde ja sehen, woran es liegt, daß Sie nicht glücklich sind." Und nach drei Tagen schon sagte ihm Sophie auf den Kopf zu, er sey nicht glücklich, weil er, wie viele Reiche, keinen Plan habe, sondern mit jedem Tage ein neues Leben, und immer wieder das Alte anfange. „Was thun Sie, Herr Graf? Sie stehen um sechs Uhr auf, reiten spa-

zieren ohne Zweck, gehen auf die Jagd ohne Zweck, essen, weil es zwei schlägt, lesen ohne Zweck, spielen die Flöte ohne Zweck, machen Geschäfte ab mit Ihrem Amtmann, mit Ihrem Sekretair, mit Ihrem Verwalter ohne Zweck, schreiben ein paar Briefe ohne Zweck. Sie machen eine Reise ohne Zweck."

„Und Ihr Leben, Sophie?"

„Ist glücklich; denn ich habe ein Ziel vor mir, was ich erreichen will. Welch ein Ziel hätten denn Sie? Wären Sie ein Geizhals, wollten Sie eine Million sammeln: so würden Sie glücklich seyn. Müßten Sie Ihren Mittagstisch erarbeiten, Sie wären glücklich. Machen Sie sich an eine Arbeit, die weit aussehend ist. Sie haben ja eine gelehrte Erziehung gehabt. Sie haben nur den Zweck, das Leben los zu werden. Sie sind gütig, und Ihre Unterthanen sind Bettler; aber glücklichere Menschen, als ihr reicher Herr. Sie gaben Ihren Leuten ein Tanzfest, ein Faß Wein, und ich sah nichts als einen

Haufen tanzender Bettler und roher Menschen. Apoll zähmte den wilden Haufen thessalischer Barbaren mit der Leier sanften Tönen, und das beglückte einen Gott. Ihre Barbaren tanzen und trinken; aber Apoll fehlt, der Menschen aus ihnen macht."

„Man nennt mich freigebig."

„Ich habe gelernt, Herr Graf, daß Freigebigkeit den Menschen nachlässig macht. Ich bin einige Monate auf den Gütern des Herrn von Schlagborn gewesen. Er hatte eine Geliebte, dann eine geliebte Frau verloren; er verlor seinen Freund, der ihn um das Glück des Lebens betrog. Er verlor seinen Sohn! und dann verlor er die letzte Hoffnung seines Lebens; aber unglücklich ist er darum nicht; denn er hat einen Plan, und einen tugendhaften Plan, wie der Gott, aus seinen Unterthanen Menschen zu machen."

Der Graf sah Sophien nachdenkend an, und fragte dann: „Sagen Sie mir, Sophie, ob ein Graf Schlag-

born mit dem Plane des Herrn von Schlagborn in Verbindung steht?“

„In der genauesten Verbindung von der Welt. Und Sie kennen diesen Grafen Schlagborn?“

„Es ist der Freund meiner Seele.“

„Ihr Freund? O Himmel! Geschwind, lieber Graf, lassen Sie uns unsre Geheimnisse gegen einander austauschen!“

Der Graf schüttelte den Kopf. „Wir wollen sehen, Sophie! Aber Recht haben Sie, ich bin nicht glücklich, obgleich ich nicht so viel verlor, als Schlagborn. Der Himmel rettete mir den Freund, und die Freundin, Sie, Sophie!“

Aber Sophie hatte keine Ruhe mehr, seit sie wußte, der Graf Schlagborn war des Grafen Walensee Freund, und der Graf zeigte ihr ein großes Pakt Briefe, die er mit Schlagborn gewechselt hatte, und erregte damit Sophiens Neugierde noch mehr.

„Und diese Briefe, Herr Graf?“

„Enthalten Schlagborns und meine Begebenheiten.“

„Ihrer Herzen, Ihrer Liebe, des Grafen Schlagborns Liebe?“

„Wozu wollen Sie das aber wissen?“

„O wüßten Sie, wozu mir das Noth ist? O vertrauen Sie mir die Briefe, Herr Graf!“

Der Graf lächelte. Er sah Sophien mit einem zweideutigen Lächeln an. „Sie haben beschlossen, Ihre Hand nicht eher dem Herrn Strauch zu geben, als bis das Schicksal eines Mannes, für den Sie leben, bestimmt ist, sagen Sie. Die Briefe sind Ihr Eigenthum, sobald Sie sie als Madame Strauch fodern, nicht eher!“

„Welchen Grund können Sie haben —“

„Einen doppelten. Hier unter meinem Dache soll das Mädchen glücklich werden, das — dem ich so viel verdanke, das Glück und den allgewaltigen Schmerz meines Lebens. Und Sophie, Sophie, die mir so schöne Predigten hielt

über meine Thorheit, den Sonderling zu spielen, den Sitten zum Troz einer Schauspielerin meine Hand zu bieten: Sie, Sophie, denk ich, sind in eben dem Falle. Sie verschieben das Glück eines Mannes, den Sie lieben, der sie liebt, um eines andern Mannes willen auf. Mich dünkt, Sie wagen viel. Ich habe mit Strauch geredet, und ich habe doch Wendungen im Gespräch von ihm gehört, die mir ganz deutlich sagten, daß er es nur mit Verdruß trägt, sich um eines Mannes willen verschmäht zu sehen. Sophie, ich warne Sie! Sie haben mich gewarnt."

Sophie rieb mit dem Zeigefinger die schöne Stirn, und rief dann lustig: „Sie haben Recht, und Strauch hat Recht, und der Fabeldichter dazu, der sagt: der Mensch hat seine Fehler auf dem Rücken hangen, und die Fehler Andrer vor den Augen. Hier will ich das Fest meines Glücks und meiner Liebe feiern, und Sie geben mir die Correspondenz."

„Ja, mit dem Beding, daß Sie schweigen, Sophie!“

Die Anstalten wurden getroffen. Die Kapelle wurde mit Rosenguirlanden behängt. Der Graf führte Sophien vor den Altar. Der Prediger legte Strauchs Hand in Sophiens, und am andern Morgen erhielt Sophie die Briefe des Grafen.

Sie blieb noch einige Tage auf dem Schlosse des Grafen, und der Graf machte Anstalt, der Apollo seiner Bauern zu werden. Er legte Sophien und Strauchen den Plan vor. Er war, wie ein junger Mann mit einem schönen Herzen und mit einer erregten Phantasie ihn machen konnte.

„O wenn Sie ihn nur zur Hälfte ausführen,“ rief Sophie, in die Hände klatschend vor Vergnügen — „so werden Sie ein sehr glücklicher Mann seyn!“ Dem kalten, stillen, wortarmen Strauch war der Plan noch nicht erhaben genug. Der Graf hatte das Gegentheil erwartet. Er drückte Strauchen an das klopfende

Herz, und Sophie versprach, in einem Jahre wieder nachzusehen, was aus dem Plane geworden wäre.

Der Graf begleitete das junge Ehepaar ein paar Meilen weit. Sophie fuhr mit ihrem jungen Manne vor seiner Mutter Haus. Die Mutter hatte ihren Sohn zu lieb, um nicht seine Frau zu lieben, in deren Besitz er so glücklich war. Aber sie konnte doch nicht unterlassen, ein paar Worte fallen zu lassen, daß ihr Sohn eine bessere Parthie hätte treffen können, als mit einer Schauspielerin, bis der Sohn der Mutter vertraute, daß sie sowohl ihre Pension, als er sein Amt, seiner Frau zu danken hatte.

„Ich hoffe in Ehren, mein Sohn!" sagte die Mutter. Aber nach acht Tagen war die Mutter in ihre Schwiegertochter eben so verliebt als der Sohn selbst; und des Professors Besuche und seine Versicherungen, daß die Signora Valetti das tugendhafteste, sittsamste Mädchen der ganzen Stadt gewesen, beruhigten die Mutter völlig.

Bei dem ersten freien Tage setzte sich Sophie mit ihrem Manne an des Grafen Correspondenz; denn sie hatte bei dem Versprechen der Verschwiegenheit, die sie dem Grafen gegeben, feierlich ihren Mann ausgenommen. „Ich habe geschworen, Herr Graf, meinem Manne alles, alles zu sagen, was ich denke, was ich fühle, was ich thue; so bin ich sicher, ich werde nie etwas denken, fühlen und thun, was er nicht wissen dürfte."

„Sophie," sagte der Graf — „das sind Waffen eines schwachen Herzens, nicht des Ihrigen."

„Das Herz, glauben Sie mir, ist trotzig und verzagt, und so ein Hausmittelchen für die Frau, dem Manne alles, alles zu sagen, den ersten kleinen jüngferlichen Schritt der Eitelkeit, verhindert den zweiten Riesenschritt der empörten Phantasie. Ich habe Menschen fallen sehen, die werth waren, auf dem Postamente der Tugend zu stehen. Sie fielen, weil sie zu stolz waren, der Gefahr auszuweichen.

Und der Plan meines Lebens ist jetzt, meinen Mann glücklich zu machen. Wir Weiber haben keine größern Plane; aber der Mann hat keinen edlern, Herr Graf!"

Das sagte sie, und sie las ihrem Manne Brief nach Brief vor. Die Briefe waren numerirt.

Ende des zweiten Bändchens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Walther, oder das Kind vom Schlachtfelde

Bd.: 2

Halle (1813)

P.o.germ. 785 d-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113386-3